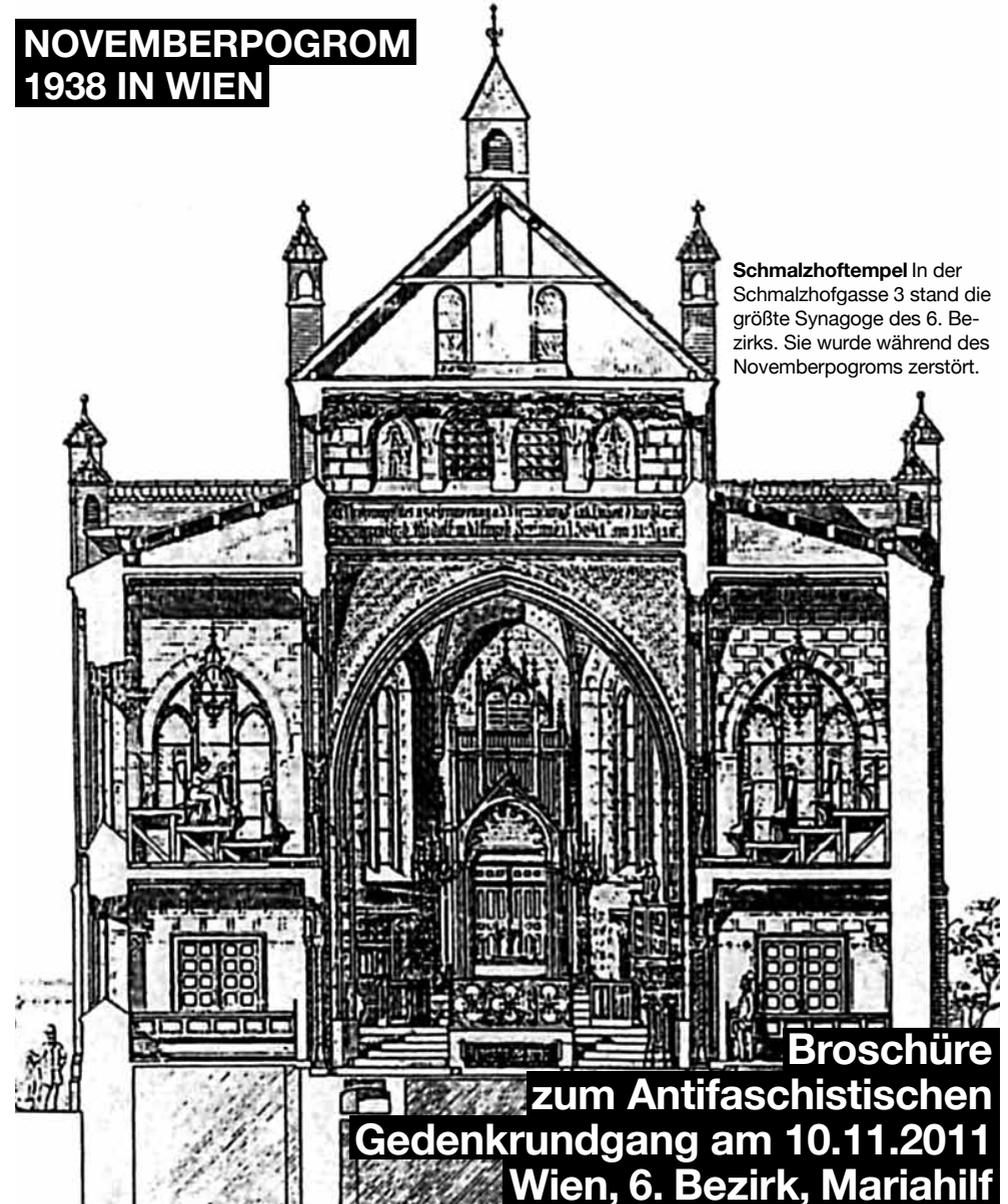


NIEMALS VERGESSEN!

**NOVEMBERPOGROM
1938 IN WIEN**

Schmalzhoftempel In der Schmalzhofgasse 3 stand die größte Synagoge des 6. Bezirks. Sie wurde während des Novemberpogroms zerstört.



**Broschüre
zum Antifaschistischen
Gedenkrundgang am 10.11.2011
Wien, 6. Bezirk, Mariahilf**

INHALT

Niemals vergessen	Seite 04
Novemberpogrom in Wien 1938	Seite 06
Stationen des Antifaschistischen Gedenkrundgangs	
1 Raimundtheater / Gedenktafeln Wallgasse	Seite 08
2 Aegidigasse 5 – „Sammelwohnungen“	Seite 13
3 „Stumper-Schul“ – Vereinssynagoge	Seite 15
4 Stumpergasse 56 & 63	Seite 17 bis 26
Plan des Rundganges (in der Heftmitte)	Seite 20 bis 21
5 „Braunes Haus“ / „Adolf-Hitler-Haus“	Seite 27
6 Mariahilfer Synagoge / „Schmalzhoftempel“	Seite 29
7 „Café Ritter“	Seite 31
8 Haydnkino / Gerngroß / P&C – ehem. Herzmansky	Seite 33
„Diese Toten“ – Gedicht von Erich Fried	Seite 36
Widerstand gegen Antisemitismus – das Beispiel Italien	Seite 37

NIEMALS VERGESSEN!

Das Pogrom am 9./10. November 1938 gegen die jüdische Bevölkerung und ihre Einrichtungen waren weder spontan noch auf diese Tage beschränkt. Die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ beschränkten sich auch nicht auf einzelne Bezirke, sondern betrafen die ganze Stadt und das ganze Land.

Während des Novemberpogroms 1938 wurden 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3.600 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert, 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört und 2000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon „arisiert“.

Es gab auch noch Tage danach.

Während der 9. November mittlerweile auch in Wien als Gedenktag begangen wird, wird über antisemitische Kontinuitäten, die die Zeit davor und danach prägten, kaum gesprochen.

Wo am 9. November noch Synagogen und Bethäuser standen, waren in den Tagen darauf nur noch verkohlte Brandruinen. Wo es noch Geschäfte und Lokale gab, lagen nur noch Scherben – die Scherben, nach denen die Nazis den Tag höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten und deren Beseitigung einen neuen Anlass für Demütigungen und Gewalt bot. Wie an der Zerstörung waren auch hier SA, SS, Nachbar_innen und Bürger_innen beteiligt.

Wo am 9. November Angst herrschte, war in den Tagen danach nur noch Verzweiflung. Zehntausende Juden und Jüdinnen wussten nicht, was mit ihren Freund_innen, Verwandten und Nachbar_innen geschehen war.

Wo am 9. November noch Verzweiflung war, da war in den Tagen danach nichts mehr – 27 Morde hatten SA und SS unter Beifallklatschen von Nachbar_innen und Bürger_innen begangen. Und die Angst brachte Dutzende dazu, sich umzubringen.

Das war der November 1938 in Wien.

Der 9. November war ein Höhepunkt von Pogromen, die es in Österreich seit dem „Anschluss an das 3. Reich“ tagtäglich gab, aber er war nicht das Ende. Es dauerte noch fast sieben Jahre, bis den Nazis Einhalt geboten wurde.

Mit einem Rundgang wollen wir aufzeigen, wie flächendeckend die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ in Wien stattfanden. Wir werden Orte jüdischen Lebens und nationalsozialistischer Verfolgung im 6. Bezirk besuchen und hoffen damit Bewusstsein für lokale Geschichte zu schaffen und die Arbeit von Initiativen vor Ort zu unterstützen.

Weitere Informationen sind auf dem Blog <http://rundgang.blogspot.de> zu finden.



Ein großer Plan befindet sich in der Heftmitte.

Weitere Gedenkveranstaltungen:

Gedenkveranstaltung der Initiativen Mariahilfersynagoge/„Duftender Doppelpunkt“:
Gedenken an die Novemberpogrome 1938, Literaturveranstaltung am 13. November 2011,
18:00, Cafe Amadeus, Märzstr. 4, 1150 Wien.
<http://mariahilfersynagoge.wordpress.com>

NOVEMBERPOGROM IN WIEN 1938

Wir wollen heute mit diesem Rundgang an das Novemberpogrom in Wien erinnern, das am 9. November 1938 begann und mehrere Tage andauerte. Dass wir diesen einen Tag besonders hervorheben, heißt nicht, dass wir uns der antisemitischen Kontinuitäten davor und danach nicht bewusst wären. Bereits vor dem November 1938 waren Übergriffe und Ausschreitungen gegen Juden und Jüdinnen und Zerstörungen von Einrichtungen der jüdischen Glaubensgemeinschaft an der Tagesordnung. Das Novemberpogrom, das im „Altreich“ für Juden und Jüdinnen eine einschneidende Veränderung bedeutete, unterscheidet sich in Wien nur in zwei Punkten von den vorhergehenden Gewalttaten des Jahres 1938: Durch den größeren Umfang und die Massenverhaftungen.¹

Warum also der 9. November? Weil dieser neue Höhepunkt antisemitischer Ausschreitungen die zuvor gehegte Hoffnung vieler Juden und Jüdinnen, es könne nicht mehr schlimmer werden und ihre Situation könnte sich bald wieder verbessern, mit diesem Tag zerstört wurde. Nach dem Novemberpogrom wurde der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen und der Prozess der Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung wurde systematisch fortgeführt. Die nächsten Schritte der antisemitischen Politik bedeuteten Ghettoisierung, Deportation und letztlich die Vernichtung der Juden und Jüdinnen.

Während des Novemberpogroms 1938 wurden 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3.600 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert. 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört, 2000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon „arisiert“ – und 42 Synagogen und Bethäuser in Brand gesetzt.² Gab es nach früheren Pogromen immer noch Zufluchtsstätten, so waren die Juden und Jüdinnen Wiens nach den flächendeckenden Zerstörungen und Arisierungen des Novemberpogroms ihrer Schutzräume beraubt.

Dieser Rundgang durch den 6. Wiener Gemeindebezirk, soll nicht nur an das Novemberpogrom erinnern, sondern auch an das jüdische Leben, das vor dem November 1938 in diesem Bezirk existierte und durch den Nationalsozialismus zerstört wurde. In Mariahilf gab es bis 1938 zwei Synagogen (in der Schmalzhofgasse 3 und in der Stumpergasse 42) und ein Bethaus (in der Millergasse 43). Alle drei Einrichtungen wurden zerstört bzw. „arisiert“.³ Neben Wohnungen und den Räumlichkeiten von jüdischen und zionistischen Vereinen wurden im 6. Bezirk als traditioneller Geschäftsgegend – zwischen Naschmarkt und Mariahilfer Straße gelegen – zahlreiche Gewerbebetriebe, Kaufhäuser, Apotheken, Kaffeehäuser etc. zerstört, geplündert und „arisiert“. Im Rahmen des Projekts „Erinnern für die Zukunft“ wurde für Mariahilf speziell zu „wil-

den“ und behördlich angeordneten „Arisierungen“ von Kunst- und Antiquitätengeschäften recherchiert. Ähnlich wie bzgl. der unkontrollierten Aneignung von Wohnungen sah sich der NS-Staat auch in diesem Fall dazu gezwungen, den eigenmächtigen Raub von jüdischen Betrieben einzudämmen. Im Herbst 1940 wurde daher die VUGESTA (Verwaltungsstelle für jüdisches Umzugsgut der geheimen Staatspolizei) gegründet. Diese „Verwaltungsstelle“ verwertete zwischen 5.000 und 6.000 „Umzugs“hausräte und erzielte dabei einen Gewinn von ca. 14 Mio. Reichsmark. Die Speditionsarbeiten wurden von über 100 jüdischen Zwangsarbeiter_innen durchgeführt, der Großteil von ihnen wurde später deportiert und ermordet. Eines der größeren mariahilfer Altwarengeschäfte, „Altwaren Josef Berger & Sohn“, befand sich in der Mollardgasse Ecke Hofmühlgasse. Es wurde zunächst unter kommissarische Verwaltung des NSDAP-Mitglieds Rudolf Raue gestellt und in der Folge „arisiert“. Der Familie Berger gelang die Flucht nach Amerika und nach dem Krieg beantragte Rudolf Berger die Bestellung eines öffentlichen Verwalters für sein Geschäft und schloss sich als Privatperson dem Verfahren gegen zwei VUGESTA-Mitarbeiter an, die sein Altwarengeschäft übernommen hatten. Von den beiden Angeklagten wurde einer freigesprochen, der zweite sehr mild verurteilt. Das von Berger angestrebte Rückstellungsverfahren endete 1951 mit einem Vergleich. Die Firma wurde zwar rückerstattet, allerdings konnte Berger seinen Anspruch auf Entschädigung für die fehlenden Vermögenswerte nicht durchsetzen.⁴

In den ersten Tagen nach dem Novemberpogrom wurden 136 jüdische Männer aus Mariahilf nach Dachau deportiert, von denen nur wenige überlebten.⁵ Es sind ca. 730 Opfer namentlich bekannt, die während des Nationalsozialismus aus dem 6. Bezirk in ein Konzentrationslager deportiert und ermordet wurden. Alleine von hier aus der Wallgasse, in der wir jetzt gerade stehen, wurden 13 Personen deportiert und umgebracht.⁶

An sie erinnert eine am Platz vor dem Raimundtheater in den Boden eingelassene Gedenktafel. Diese wurde vom Projekt „Erinnern für die Zukunft“ angefertigt und angebracht und hält die Namen der Opfer, ihr Geburtsdatum und den Tag ihrer Deportation bzw. Ermordung fest. „Erinnern für die Zukunft“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Geschichte Mariahilfs während des Nationalsozialismus aufzuarbeiten und aller namentlich bekannten Opfern aus dem 6. Bezirk in Form solcher Tafeln zu gedenken. *Mehr zum Projekt unter: www.erinnern-fuer-die-zukunft.at*

¹ Hans Safrian/Hans Witek: Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Pictus, Wien 2008, 159.

² ebd.

³ Pierre Genée/Bob Martens/Barbara Schedl: Jüdische Andachtsstätten in Wien vor dem Jahre 1938. In: David. Jüdischer Kulturverein (Hg.): David. Jüdische Kulturzeitschrift, 15. Jahrgang, Nr. 59, Ebenfurth 2003, 32.

⁴ Gabriele Anderl: Opfer und Profiteure. Mariahilfer Kunst- und Antiquitätenhandel in der NS-Zeit In: 9 131-146

⁵ Renate Kaufmann: Ein Bezirk gedenkt seiner NS-Opfer. In: Kilian Franer/Ulli Fuchs (Hg.): Erinnern für die Zukunft. Ein Projekt zum Gedächtnis an die Mariahilfer Opfer des NS-Terrors. Echomedia, Wien 2009, 25.

⁶ Liste der Todesopfer des Nationalsozialismus in Mariahilf – Die Orte der Gedenktafeln (nach den letztbekannten Wohnadressen). In: Kilian Franer/Ulli Fuchs (Hg.): Erinnern für die Zukunft. Ein Projekt zum Gedächtnis an die Mariahilfer Opfer des NS-Terrors. Echomedia, Wien 2009, 230-281.

1 RAIMUNDTHEATER

Ein Verein von Wiener Bürger_innen wollte zum 100. Geburtstag von Ferdinand Raimund 1890 in der Vorstadt eine Mittelstandsbühne gründen. Durch Finanzierungsprobleme verzögert, wurde das Theater 1893 eröffnet.

Erster Direktor war der Schriftsteller und Journalist Adam Müller-Guttenbrunn, ein Deutschnationaler und Antisemit. Müller-Guttenbrunn bemühte sich um eine „Erneuerung der Wiener Bühne im nationalen Geist“. Da aufgrund dieses Programms viele Erfolgsstücke und -autor_innen nicht gespielt wurden, mündete die Direktion in einen kommerziellen Misserfolg.

1908 hielt mit dem neuen Direktor Wilhelm Karczag, der auch das Theater an der Wien leitete, die Operette Einzug.

Der in der Nachkriegszeit v.a. als Kabarettautor bekannte Hugo Wiener (geb. 1904 in Wien) arbeitete nach der Schule als Statist am Wiener Raimundtheater. 1938 ermöglichte ihm eine Einladung nach Bogotá (Kolumbien) mit der Revuebühne „Femina“ die Flucht aus Wien, wobei er den dafür benötigten Reisepass allerdings erst bekam als ihm der Schauspieler Fritz Imhof einen Blankoscheck zur Bezahlung der „Reichsfluchtsteuer“ ausstellte. Seine Familie, die in der Folge nach Polen deportiert wurde, musste er in Österreich zurücklassen.

1921 begann mit der Direktion Rudolf Beers eine neue Ära, es wurden wieder vor allem Sprechstücke gespielt. Rudolf Beer wurde am 22.8.1885 in Graz geboren, studierte dort Jus, begann in Deutschland eine Theaterlaufbahn, 1912 ging er nach Wien, 1918 nach Brünn, 1921 wieder nach Wien und wurde Direktor des Raimundtheaters. 1924 übernahm er die Leitung des Deutschen Volkstheaters. Unter Rudolf Beer war das Volkstheater mit dem Raimundtheater fusioniert.

Beer, dem der Ruf des „Revolutionärs“ vorausging, war ein Förderer der modernen Literatur, er spielte Stücke von Franz Theodor Csokor (der auch Dramaturg am Haus war), Carl Zuckmayer, Frank Wedekind, Georg Kaiser, Karl Schönherr und Robert Musil, besonders aber von Luigi Pirandello. Der Spielplan war stark an den Berliner Bühnen orientiert. Beers forciertes Gastspieltheater mit Berliner Stars führte zu Anfeindungen und mündete 1932 in seinen Rücktritt, sein Nachfolger wurde Rolf Jahn und dann Stefan Hock, der 1938 nach Großbritannien emigrierte. Beer wurde ans Deutsche Theater Berlin berufen, musste aber schon ein Jahr später, nach der Machtergreifung der Nationalsozialist_innen, Berlin wieder verlassen, kam nach Wien zurück und leitete die Scala im 4. Bezirk. Er gilt neben Max Reinhardt als der bedeutendste Wiener Theatermacher seiner Zeit.

1933 flohen viele jüdische und politisch anders denkende Künstler_innen aus NS-Deutschland nach Wien bzw. kehrten hierher zurück – nach Österreich, in dem gerade die faschistische Diktatur des Ständestaates etabliert wurde.

„Die Kulturpolitiker des Ständestaates bemühten sich, unter Berufung auf das Inländerarbeitsschutzgesetz, um eine von (offiziell nicht ausgesprochenen) antisemitischen Tendenzen bestimmte Theaterförderung, die in ihrem strukturellen Aufbau der 1938 vollzogenen Eingliederung in die NS-Theaterorganisation Vorschub leistete und deklariertes Widerstands- und Emigrantentheater von vornherein auszuschalten bestrebt war.“¹

Unter den Zurückgekehrten waren auch Gitta Alpár, die ungarisch-jüdische Operettendiva, die in diesem Jahr der Star am Raimundtheater war, bevor sie Europa verließ. Ebenso kehrte Ludwig Stössel zurück, der zwischen 1933 und 1938 am Raimundtheater und am Theater in der Josefstadt engagiert war, bevor er in die USA weiterflüchten musste, wo er z.B. im Filmklassiker „Casablanca“ (1942) den deutschen Emigranten Mr. Leuchtag spielte.

Für viele dieser Emigrant_innen wurde Österreich nach dem „Anschluss“ 1938 aber zur tödlichen Falle.

1938 sollte das Raimund-Theater wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten einer Großgarage weichen, wurde aber nach dem „Anschluss“ von der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ (KdF), der Freizeit- und Kulturorganisation der „Deutschen Arbeitsfront“ übernommen, zu der auch das Deutsche Volkstheater, Die Komödie in der Johannesgasse (dem Deutschen Volkstheater angeschlossen) und die Volksoper gehörten.

KdF kümmerte sich um die organisierte und gelenkte Freizeitgestaltung ihrer Mitglieder. Neben Reisen und Weiterbildung stand auch die Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen auf dem Programm. KdF brachte die Arbeiter_innenschaft massenweise in die Theater und hatte damit zwei Fliegen auf einen Schlag: Einerseits erfuhren die Arbeiter_innen über die für sie neue Möglichkeit des Theaterbesuches einen scheinbaren sozialen Aufstieg und andererseits konnte dieses neue Publikum im Theater ideologisch indoktriniert werden. Während des Zweiten Weltkriegs nahm der Theaterbesuch immer mehr die Form von Unterhaltung und Ablenkung an und die Besucher_innenzahlen erreichten in diesen Jahren Höchstwerte.

Im Zuge der Renovierung wird in der Mitte des ersten Ranges eine „Führerloge“ eingebaut.

Bereits in den ersten Tagen nach dem „Anschluss“ kam es zum Ausschluss jüdischer und politisch jetzt nicht mehr tragbarer Personen im Bereich des Theaters. Bis zum 30. September 1938 mussten alle weiterhin am Theater tätigen Personen ihren Abstammungsnachweis vorlegen. Sogenannte nationalsozialistische Betriebszellenorganisationen hatten vor allem in den großen Häusern schon vor dem März 1938 die Belegschaften ideologisch unterwandert und führten nach dem „Anschluss“ die Absetzung unliebsamer Direktor_innen durch. Die so kommissarisch eingesetzten Theaterleitungen führten ihre Ämter meist nur interimistisch, bis von oberster Stelle adäquate Personen eingesetzt wurden. Für zahlreiche kleinere und unbedeutendere Häuser und Truppen, vor allem aber für die jüdische Theaterszene,

¹ Haider-Pregler, Hilde/Reiterer, Beate (Hg.): Verspielte Zeit. Österreichisches Theater der dreißiger Jahre, Wien: Picus 1997. S. 12

bedeutete die nationalsozialistische Machtübernahme das völlige Aus. Auch das jüdische Publikum blieb aus, da es aus finanziellen Gründen gezwungen war, seine Theater-Abonnements zurückzulegen und ab November 1938 war es Jüdinnen und Juden verboten, Theater zu besuchen.

Rudolf Beer musste nach dem „Anschluss“ seinen Posten als Direktor der Scala unverzüglich räumen. Am 23. April 1938 wurde er während einer Vorstellung im Theater in der Josefstadt vom NS-Betriebszellenleiter Erik Frey gemeinsam mit Robert Valberg (kommisarischer Leiter des Theaters) aus einer Loge nach draußen geholt. Er sollte zur Einvernahme in die Josefstädter Straße 39. Von dort wurde Beer von Nazi-Schlägern in Richtung Höhenstraße gefahren. Im Wienerwald warfen sie den schwer misshandelten Mann aus dem Auto. In seiner Wohnung am Lerchenfelder Gürtel nahm er sich am 9. Mai 1938 das Leben, indem er den Gashahn aufdrehte. Im Vergleich zur „Arisierung“ der Wiener Kinos ist auffallend, dass Theater ausschließlich in das Eigentum der öffentlichen Hand übergingen, wohingegen Kinos im Zuge der „Arisierung“ als „Belohnung“ vorrangig altverdienten, vormals illegalen Parteigenoss_innen zugeteilt wurden. Die großen Theateraristokrat_innen in Wien, die Theater in Form von Liegenschaftseigentum „arisieren“, waren die Stadt Wien und KdF.

Am 4. Mai 1939 konnte in Beantwortung einer Anfrage des Reichswirtschaftsministers bezüglich der „Entjudung“ von kulturwirtschaftlichen Betrieben aller Kunstsparten in Wien von der Gemeinde an den Reichsstatthalter gemeldet werden, „daß die im Besitze von Juden befindlichen kulturwirtschaftlichen Betriebe zur Gänze arisiert oder zur Liquidation gestellt wurden.“

Zeitgenössische deutschsprachige Komödien, Schwänke und Volksstücke machten jetzt den Löwenanteil in den Spielplänen aus. Daneben hielt man sich auch an die deutschen und österreichischen Klassiker. Mit dem Fortschreiten der Kriegsdauer wurde vermehrt Wert auf die Darbietung von Unterhaltungsstücken gelegt, die die „Volksgenoss_innen“ vom tristen Alltag ablenken, ihnen neue Kräfte geben und ihren Durchhaltewillen stärken sollten.

In der Kulturpolitik der Nationalsozialist_innen ist die Operette ein eigenes Kapitel: Auch wenn einige ihrer Elemente wie subversiver Witz, Kritik, das Lachen über „die da oben“, Erotik oder Laszivität den Nazis suspekt waren, hätten etliche Operetten durchaus Nazi-Stücke werden können, aber viele Komponist_innen, Librettist_innen und Theaterdirektor_innen waren Jüdinnen und Juden. So schrieb der Reichsdramaturg Rainer Schlösser 1934 an Joseph Goebbels:

„Die rein arischen Werke dürften zehn Prozent nicht überstiegen haben. Unter diesen Umständen war es nicht möglich, die jüdischen Bestandteile der Operette restlos auszumerzen.“

Dazu kam die große Beliebtheit, auch Nazi-Größen bekannten sich zur Operette. Das hinderte sie allerdings nicht daran, die jüdischen Protagonist_innen zu verfolgen und zu ermorden, wie Fritz Löhner-Beda (Librettist von Franz Léhar und des Buchenwaldliedes), der 1942 in Auschwitz erschlagen wurde. Viele von denen, denen die Flucht gelang, wie Ralph Benatzky, Paul Abraham, Robert Stolz, Emmerich Kálmán, konnten im amerikanischen Exil nicht Fuß fassen.

In den Vernichtungslagern mußten jüdische Künstler_innen für das Amüsement des KZ-Personals sorgen. Im Mai 1943 stand beispielsweise in Auschwitz eine Operette auf dem Programm, deren Komponist hatte fliehen müssen. KZ-Kommandant Höß an sein Mordpersonal:

„Am Dienstag, den 11. Mai 1943, 19 Uhr, findet im großen Saal des Kameradschaftsheimes der Waffen-SS ein Gastspiel des Stadttheaters Mährisch-Ostrau statt. Zur Aufführung gelangt Bezauberndes Fräulein, Operette in 4 Akten von Ralph Benatzky. Die Hauptrolle spielt Hella Witt vom Raimund-Theater, Wien.“

Spielleiter war der Grazer Otto Fassler, ebenfalls vom Raimundtheater.

Nach 1945 suchte der neue Direktor Fritz Imhoff auf Wunsch der sowjetischen Besatzungsmacht in ganz Wien ein Ensemble zusammen und da das Gebäude des Raimundtheaters unbeschädigt war, konnte schon am 25. April 1945 wieder eröffnet werden.

Unter Rudolf Marik, der das Haus von 1948 bis 1976 leitete, erlebte die Operette mit Johannes Heesters, Marika Röck, Zarah Leander, Paul Hörbiger und anderen bekannten Darsteller_innen und Sänger_innen einen Höhepunkt. Allein schon die Namen der Stars zeigen, dass 1945 mitnichten eine „Stunde Null“ war.

Und zur Operette nach 1945 ein Zitat des Theaterwissenschaftlers Jürgen Gauert:

„Die Nazis haben...das ganze jüdische Genre zerhauen. Sie haben an ihre Stelle Trachtenoperetten gesetzt, Operetten, die unendlich bieder waren. Das Problem ist, dass in den 50er-Jahren nicht die silbernen Operetten der jüdischen Komponisten wiederentdeckt wurden, sondern dass man weiterhin die Nazioperetten gespielt hat.“

Zum Weiterlesen:

Langer, Mirjam: Wiener Theater nach dem „Anschluss“ 1938 im Fokus nationalsozialistischer Arisierungsmaßnahmen dargestellt am Beispiel des Bürgertheaters. Dipl. Wien 2009

Klee, Ernst: Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2007

Zeit online: Österreich »Politisch gut ausgerichtet« http://www.zeit.de/2007/11/OE-3_Reich

Initiative: Erinnern für die Zukunft – Gedenktafeln Wallgasse

Im Zentrum des Projektes steht die Anfertigung und Anbringung von Gedenktafeln für die etwa 740 in der NS-Zeit ermordeten Mariahilfer und Mariahilferinnen. Derzeit wissen wir von 724 jüdischen Menschen, die nach den Nürnberger Rassegesetzen verfolgt und umgebracht wurden, und acht Kindern mit Behinderungen, die ermordet wurden.

Wallgasse (vor dem Raimundtheater)

Aus der Wallgasse wurden 13 Personen deportiert und ermordet:

Johanna DONATH, geb. Wüst (oder Weiss), geb. 1.7.1863 in Nemeskurt, CSR, Kaufmannswitwe, 29. 9.1938 - 15.10.1941: 6, Wallgasse 13/1/18, deportiert: Litzmannstadt/Łódź

Stefanie FISCHER, geb. Donath, geb. 4.3.1904 in Wien, Haushalt, verh., 30.1.1939 - 15.10.1941: 6, Wallgasse 13/1/18, deportiert: Litzmannstadt/Łódź. Sie wurde am 11.6.1947 für tot erklärt.

Johann RICHTER, geb. 15.4.1893 in Wien, Wallg. 14/7, 16.6.1939 Dachau, gest. 17.5.1945 ebendort (nach der Befreiung)

Irma SAXL, geb. 18.1.1886 in Wien, ledig, Geschäftsfrau, 30.4.1938 - 15.9.1942: 6, Wallgasse 15/2/5. deportiert: Minsk

Otilie Lina SAXL, geb. 15.7.1883 in Wien, ledig, Haushalt, 30.4.1938 - 15.9.1942: 6, Wallgasse 15/2/5. deportiert: Minsk

Hugo FORST, geb. 22.12.1889 in Wien, Bankbeamter, verh., 9.3.1920 - 20.10.1939: 6, Wallgasse 17/1/16, deportiert: Polen

Moritz KOCH, geb. 1.10.1872 in Wien, Kaufmann, verh., 11.12.1940 - 13.10.1941: 6, Wallgasse 26/1/11 Abmeldevermerk: „2, Kastelletzg. Schule, Litzmannstadt mit Gattin“

Berta KOCH, geb. Feder, geb. 17.12.1883 in Kohl, Janowitz, Böhmen, deportiert: 13.10.1941 nach Litzmannstadt/Łódź

Ignaz TAUBER, geb. 27.10.1880 in Andau im Burgenland, verh., Kaufmann, 4.4.1938 - 7.11.1941: 6, Wallgasse 26/11, Abmeldevermerk: „2, Sperlg. Schule, dann n. Polen Kowno“ Er ist am 11.2.1949 für tot erklärt worden.

Paula TAUBER, geb. Löbl, geb. 12.11.1885 in Lackenbach im Burgenland, 4.4.1939 - 7.11.1941: 6, Wallgasse 26/11, deportiert: Kowno. Sie wurde am 11.2.1949 für tot erklärt.

Norbert TERSCH, geb. 11.12.1899 in Villach, ledig, Buchhalter, 22.10.1938 - 8.2.1941: 6, Wallgasse 26/1/11. abgemeldet: 2, Kastellezgasse. Er wurde am 29.1.1957 für tot erklärt.

Moritz WEISZ, geb. 28.5.1885 in Körmend in Ungarn, verh., Reisender, 17.5.1939 - 14.11.1941: 6, Wallgasse 39/4. Abmeldevermerk: „28.11.41 Minsk“

Therese WEISZ, geb. Fürst, geb. 22.1.1882, deportiert: 28.11.1941 nach Minsk

Die Liste der bisher namentlich bekannten Mariahilfer NS-Opfer findet sich in dem Buch „Erinnern für die Zukunft“ (herausgegeben von Kilian Franer & Ulli Fuchs. 2009.

2 AEGIDIGASSE 5

„Sammelwohnungen“ und (k)eine Gedenktafel?

Das Gebäude Aegidigasse 5 wurde 1929 vom jüdischen Baumeister Ernst Epstein, unter anderem Bauleiter des Loos-Hauses am Michaelerplatz, nach eigenen Plänen errichtet. Im Mai 1938, einen Tag nach der Einführung der Nürnberger Rassengesetze beging Epstein Selbstmord. Zu diesem Zeitpunkt befand sich die Aegidigasse 5 im Besitz des jüdischen Bankiers Victor Bloch, dem 1939 die Flucht nach England gelang. Das Haus und das Bankvermögen blieben jedoch in den Händen Victor Blochs nichtjüdischer Co-Gesellschafter, die das Gebäude zwei Jahre später - gegen Vorlage eines „Ariernachweises“ - weiterverkauften. Blochs Nachkommen beantragten nach Kriegsende Entschädigung und wurden mit Pauschalbeträgen abgefunden.¹

Ab 1939 befanden sich im Haus Aegidigasse 5 mehrere so genannte „Sammelwohnungen“ in denen Jüdinnen und Juden vor der Deportation auf engstem Raum untergebracht waren. „Sammelwohnungen“ wurden ab Mai 1939 eingerichtet, als im Zuge der Aufhebung des Kündigungsschutzes für „nichtarische“ MieterInnen, jüdische Wohnungseigentümer_innen dazu verpflichtet wurden, jüdische Mitbürger_innen auf behördliche Anweisung hin als Untermieter_innen aufzunehmen. Im Sommer 1939 entstanden daraufhin in kurzer Zeit ghettoähnliche Wohnsituationen in einzelnen Wiener Stadtgebieten.² Diese rasante Entwicklung ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass die Wiener Bevölkerung zu diesem Zeitpunkt bereits fast zwei Drittel der jüdischen Wohnungen „wild“, also ohne behördliche Anordnung, „arisiert“ hatte. Die Plünderungen und Aneignung erreichten so schnell ein derartiges Ausmaß, dass sich die Wiener Gauleitung im April 1938 dazu veranlasst sah, im „Völkischen Beobachter“ zu verkünden, dass nur „öffentliche Organe zu Beschlagnahmungen befugt“ seien. Bis Anfang der 1940er Jahre waren bereits ca. 44.000 Wohnungen geraubt worden.³

Ab 1941 erfüllten „Sammelwohnungen“ in erster Linie die Funktion, die verbliebenen Jüdinnen und Juden kontrollierbar und effizient deportierbar zu machen. Zweibis dreimal innerhalb weniger Monate konnten jüdische Mieter_innen zum Übersiedeln von einer „Sammelwohnung“ in die nächste gezwungen werden.⁴ Hausbesorger_innen wurden angehalten, Listen der jüdischen Hausbewohner_innen zu führen, die als Grundlage für die Deportationslogistik dienten. Von den 44

¹ <http://derstandard.at/1226067125649>; http://www.crt-ii.org/_awards/_apdfs/Kux_Bloch_trans.pdf

² „Die Situation im Haus war so wie jetzt, völlig normal“ Zur Ausstellung Freuds verschwundene Nachbarn im Sigmund Freud Museum, Wien, Download unter: http://www.freud-museum.at/pdf/Ausstellungsbericht_GWolfgrober.pdf

³ http://www.historikerkommission.gv.at/pressemitteilungen/d_entzug2.html

Menschen, die laut Aufzeichnungen der Israelitischen Kultusgemeinde im September 1939 im Haus gewohnt hatten, waren zwei Jahre später nur noch elf Personen übrig. Die übrigen 33 waren bereits in die größeren Deportationslager im zweiten Bezirk gebracht worden – und aus den freigewordenen Wohnungen der Aegidigasse 5 wurden neue Sammelwohnungen gemacht. Bei Recherchen im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands wurden insgesamt 60 Personen mit dem Vermerk „Letzte Wohnadresse Aegidigasse 5“ eruiert – alle wurden nach Łódź oder Riga deportiert, niemand von ihnen überlebte.⁵

Heute gehört das Haus Aegidigasse 5 der Wiener armenisch-katholischen Mechitaristenkongregation. An seine Geschichte im Nationalsozialismus erinnerte bis vor kurzem gar nichts. Erst 2008 wurden im Rahmen des Projekts „Erinnern für die Zukunft“ 60 Gedenktafeln im Gehsteig vor dem Haus verlegt. Neben den Stolpersteinen sollte eine Gedenktafel an der Fassade des Hauses dessen Geschichte und die Rolle von „Sammelwohnungen“ thematisieren. Dies wurde jedoch vom Immobilienverwalter des Mechitaristen-Ordens mit der Begründung verhindert, dass es nicht die Aufgabe der Kirche sei, Politik zu machen und dass darüber hinaus die Mieter_innen der Liegenschaft nicht bevormundet werden könnten. Bis heute wurde daher keine Gedenktafel an dem Haus angebracht, was sich definitiv ändern sollte!

Möglichkeit zur Nachfrage:
info@mechitaristen.org
 Tel.: ++43 1 523 64 17
 Fax: ++43 1 523 64 17-111



⁴ Historikerkommission (Hg.): Bailer-Galanda, Brigitte, Blimlinger, Eva & Kowarc, Susanne: „Arisierung“ und Rückstellung von Wohnungen in Wien. Die Vertreibung der jüdischen Mieter und Mieterinnen aus ihren Wohnungen und das verhinderte Wohnungsrückstellungsgesetz. Wien 2000, Download unter: http://www.historikerkommission.gv.at/pdf_hk/d_Mieter.pdf

⁵ <http://www.erinnern-fuer-die-zukunft.at/downloads/aegidigasse.pdf>

3 „STUMPER-SCHUL“

Vereinssynagoge (Stumpergasse 42/Ecke Schmalzhofgasse)

In Wien gab es neben den 18 großen Synagogen, die meist direkt von der IKG betreut wurden, bis zum November 1938 auch etwa 76 kleinere Synagogen und Bethäuser, so genannte Vereinssynagogen, die von einem eigenen Verein erbaut, betreut und erhalten wurden¹. Diese Synagogen, Tempel und Bethäuser waren autonomer, konnten somit auch von Riten der IKG abweichen. Die Vereine wurden lediglich von der IKG subventioniert. Nur Rabbiner der Tempel der IKG waren Angestellte der IKG, Rabbiner der Vereinssynagogen waren deswegen materiell schlechter gestellt. Vereinsrabbiner forderten in der Zwischenkriegszeit wiederholt die Gleichstellung der Vereinstempel mit jenen der IKG. Über die kleineren Vereinssynagogen ist mit Ausnahme ihrer Adressen und Namen relativ wenig bekannt. Bilder, Fotos vom Inneren oder Baupläne sind großteils verschollen oder wurden während der Shoah vernichtet².

So ist auch von der Vereinssynagoge in der Stumpergasse 42 wenig bekannt. Der „Israelitische Tempel- und Schulverein“ wurde 1860 gegründet. Er erbaute im Hinterhof der Stumpergasse 42 1894 eine Vereinssynagoge, die so genannte „Stumper-Schul“³ mit etwa 200 Sitzplätzen⁴. Obmann des Vereins war 1938 Moritz Felsenburg, Rabbiner war Moritz Flesch. Neben der Synagoge befand sich hier auch eine „Hebräische Sprach- und Bibelschule“, ein „Krankenunterstützender Frauenverein“ für den VI. und VII. Bezirk, sowie eine Beerdigungsbruderschaft „Chewra Kadischa“, welche für die rituelle Bestattung und für die Verrichtung der Totengebete zuständig war⁵.

Die „Stumper-Schul“, so wie ihre angeschlossenen Vereine können dem orthodoxen Judentum zugerechnet werden. Wie die Historikerin Evelyn Adunka schreibt, galt Wien in der Zwischenkriegszeit als das Zentrum der jüdischen Orthodoxie. „Aguda Israel“, die Weltorganisation der orthodoxen Jüdinnen und Juden, hatte in Wien von 1919 bis 1938 ihre Zentrale. Die beiden ersten Weltkongresse von „Aguda Israel“ fanden in Wien statt, der zweite 1929 mit 3000 Delegierten in den Wiener Sophiensälen⁶. Eine Welt die mit dem Novemberprogramm und der Shoah vernichtet wurde.

¹ Vgl. Adunka, Evelyn (2009): Tempel, Bethäuser und Rabbiner. In: Stern, Frank (2009): Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. Wien. S. 131-142.

² ebd.

³ „Schul“ Jiddisch für Schule, Orthodoxe Jüdinnen und Juden nennen ihre Synagogen „Schul“ um hervorzuheben das es sich dabei um einen Ort des Lernens handelt.

⁴ Genée, Pierre et al. (2003): Jüdische Andachtsstätten in Wien vor dem Jahre 1938. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Nr. 59. Ebenfurth. S.29 – 35.

⁵ Duizend-Jensen, Shoshana (2003): Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds: „Arisierung“ und Restitution. Wien. S. 44 & 329.

⁶ Vgl. Adunka, Evelyn (2009): S.138 ff.



Der Rabbiner der Stumper-Schul, Moritz Flesch, wurde 1879 in Bratislava geboren. Er unterstützte die orthodoxe Frauenbewegung sowie Sarah Schenirer bei der Gründung ihres Jüdischen Frauenbildungsnetzwerkes, „Beis Yaakov“, das in Union mit „Aguda Israel“ stand⁷. Auch heute gibt es noch „Beis Yaakov“ Schulen, hauptsächlich in den USA und Kanada.

Die Stumper-Schul wurde am 10. November 1938 vollkommen zerstört⁸ und nicht neu errichtet. Rabbi Moritz Flesch floh zuerst nach Amsterdam. Er wurde später von dort nach Buchenwald deportiert und im März 1944 ermordet⁹.

Heute befindet sich am Ort der Stumper-Schul ein Wohnhaus und eine Polizeistation. Erst 2010 wurde hier eine Gedenktafel errichtet, die an die „Stumper-Schul“ erinnert.

⁷ Vgl. Adunka, Evelyn (2009): 137. & Yad Vashem (2011): The Central Database of Shoah Victims' Names. http://www.yadvashem.org/wps/portal/IY_HON_Welcome

⁸ Thurm, Volker (2003): Wien und der Wiener Kreis: Orte einer unvollendeten Moderne: ein Begleitbuch. Wien. S.79.

⁹ Vgl. Yad Vashem (2011)

4 STUMPERGASSE 56 & 63

Stumpergasse 56

Steine der Erinnerung erinnern an die Deportierten und Ermordeten aus der Stumpergasse – nach den bisherigen Recherchen des Vereins „Erinnern für die Zukunft“ wurden 37 Personen deportiert und in Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet, die in der Stumpergasse ihre letzte bekannte Wohnadresse hatten.

Einigen dieser Opfer des Nationalsozialismus sind diese Steine gewidmet.

Unter den Ermordeten war etwa Hugo Fränkel, der 1942 im Alter von 77 Jahren in Wien ermordet wurde oder der 21 Jahre alte Fritz Hatschek, der am 17.08.1942 von Wien nach Maly Trostinec deportiert und dort vier Tage später ermordet wurde. Ebenfalls aus der Stumpergasse deportiert und in May Trostinec ermordet wurden Johann Fritz (geb. 1889), Rebekka Lichtenstein (1882), Ella Karoline Lütgendorf (1884) und Ernst Franz Willig (1880).

Das wenig bekannte Vernichtungslager Maly Trostinec befand sich einige Kilometer von Minsk entfernt. Zwischen Mai und Oktober 1942 trafen insgesamt 16 Züge mit mehr als 15.000 Menschen aus Wien, Königsberg, Theresienstadt und Köln dort ein. Beinahe alle Deportierten wurden sofort ermordet, wenige zur Zwangsarbeit selektiert. Als Exekutionsstätte wählten die Nazis ein Kiefernwaldchen in einigen Kilometern Entfernung vom Gut Maly Trostinec, einer ehemaligen Kolchose. Dort wurden die Deportierten an Gruben erschossen, ab Anfang Juni 1942 wurden auch drei „Gaswagen“ zum Mord eingesetzt. Von den insgesamt etwa 9.000 nach Maly Trostinec deportierten österreichischen Juden und Jüdinnen sind nach Angaben des Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) 17 Überlebende bekannt. Insgesamt wurden in May Trostinec 40.000-60.000 Menschen ermordet. Unmittelbar vor Eintreffen der Roten Armee wurden die letzten etwa 6.500 Gefangenen des Lagers in einer Scheune ermordet – jeweils ein Gruppe musste sich auf eine vorbereitete Lage Feuerholz stellen und wurde erschossen, die Leichen mit einer weiteren Schicht Feuerholz bedeckt, auf die sich die nächste Gruppe stellen musste, bis das Gebäude bis zum Dach gefüllt war. Schließlich wurde das Gebäude und die daneben errichteten Scheiterhaufen angezündet. Beim Eintreffen der Roten Armee am 4. Juli 1944 waren die Feuer noch nicht verloschen. Bis heute weist nur ein unscheinbarer Gedenkstein auf den Ort des Vernichtungslagers hin.

Es gibt aber noch einen weiteren Grund, warum wir gerade hier Station machen: Im Gebäude in der Stumpergasse 56 ist seit seiner Eröffnung im Herbst 1963 das Institut für Höhere Studien untergebracht. Die Gründung dieses Instituts erfolgte mit Mitteln der US-amerikanischen Ford-Foundation. Es geht wesentlich auf die Initiative von Paul Lazarsfeld zurück, der gemeinsam mit seiner ersten Frau Maria Jahoda in den frühen 1930er Jahren die bekannte Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ leitete,

die als Meilenstein sozialwissenschaftlicher Forschung gilt. Lazarsfeld ging 1933 mit einem Stipendium in die USA und entschloss sich nach dessen Auslaufen 1935 angesichts der politischen Verhältnisse in Österreich dort zu bleiben. Marie Jahoda wurde bereits 1936 wegen illegaler sozialdemokratischer Betätigung verhaftet und ihre österreichische Staatsbürgerinnenschaft aberkannt. 1937 gelang es ihr nach Großbritannien zu emigrieren.

An der Gründung des IHS war Oskar Morgenstern beteiligt, der ebenfalls 1938 gezwungen war, Österreich in die USA zu verlassen.

Die Etablierung des Instituts verstanden die beiden Wissenschaftler auch als Versuch, in Österreich die – durch den Nationalsozialismus zerstörte und im anti-intellektuellen Klima der Nachkriegszeit dahinsiechende – österreichische Forschung wieder zu errichten und ihr eine internationale Ausrichtung zu geben. Die Gründungsgeschichte des Instituts liest sich dabei wie ein Stück von Kafka. Intrigen, Postenschacher, die Konkurrenzangst an den österreichischen Universitäten und der erdrückende parteipolitische Proporz der Nachkriegszeit verhinderten, dass ein größerer Kreis von vertriebenen Wissenschaftler_innen – von denen sich zunächst viele für das Institut interessiert hätten – nach Wien zurückkehrten, um hier zu unterrichten. Anstatt die intellektuelle Entwicklungshilfe zu begrüßen, fürchtete sich die österreichische Politik vor der „Einflussnahme von Außen“. Als das Institut nach mehr als fünfjährigem Bemühen von Lazarsfeld und der Ford-Foundation schließlich eröffnet werden konnte, zeigten sich die Gastprofessor_innen – etwa ein Drittel von ihnen waren aus Österreich Vertriebene – schockiert von den Zuständen im Haus und in der akademischen Landschaft in Wien überhaupt. Die Gründungsgeschichte des IHS ist damit auch eine Geschichte des Umgangs Österreichs mit seinen vertriebenen Wissenschaftler_innen – eine Geschichte von Desinteresse, parteipolitischer Instrumentalisierung und anti-intellektuellen Ressentiments.

Am heutigen Tag ist jedoch die Vorgeschichte dieses Gebäudes wesentlicher: Hier in der Stumpergasse befand sich in den 1930er Jahren eine Schule, die von den Nazis als „Sammelschule“ als sogenannte „Judenschule“ genutzt wurde. Jüdische Schüler_Innen wurden wenige Wochen nach dem sogenannten „Anschluss“ aus ihren Schulen geworfen und in solchen „Sammelschulen“ zusammengefasst – weite Schulwege, überfüllte Räume, das Verschwinden von Schulkolleg_innen, denen die Flucht gelungen war und später von jenen, die den Deportationen zum Opfer fielen, bestimmten den Schulalltag.

Diese Geschichte des Gebäudes wird heute nicht reflektiert - weder am Gebäude, selbst noch in den Darstellungen der Institutsgeschichte findet sich ein Hinweis darauf.

Einige Ausschnitte aus Zeitzeug_innen-Berichten sollen die Situation jüdischer Schüler_innen nach dem „Anschluss“ und in der sogenannten „Sammelschule“ in der Stumpergasse verdeutlichen:

Erika Rosenkranz

„[...] Antisemitismus habe ich erst in dem Moment, als die Deutschen in Österreich einmarschierten erlebt. An dem Tag nach dem Einmarsch, hat mich meine Mutter von der Schule abgeholt. Da ging die ganze Klasse, das waren ungefähr 25 Mädchen, nach dem Unterricht auf mich los. Ich weiß nicht, wie es ausgegangen wäre, wenn meine Mutter mich nicht beschützt hätte.

Die Mathematikprofessorin rief am nächsten Tag die Kinder zusammen und sagte zu ihnen, es wäre nicht ihre Sache, auf Juden loszugehen, das würden die Erwachsenen erledigen. Sie war schon vorher eine illegale Nazi [Nationalsozialistin, in Österreich von 1933 bis 1938 verboten]. Die anderen jüdischen Mädchen kamen nicht mehr in die Schule, aber ich bin trotzdem weiter in meine Schule gegangen, bis ich nicht mehr durfte.

Ich war in der ersten Klasse Gymnasium, elf Jahre alt, und es war schrecklich für mich. Ich habe leider keine Ahnung, was aus meiner Freundin Trude Winter wurde. Laut den letzten Nachrichten, ich weiß nicht, woher ich die hatte, konnte sie nach England emigrieren. Sie lebt vielleicht noch in England, aber ich kann sie nicht suchen, ich weiß ihre Geburtsdaten nicht und wahrscheinlich hat sie auch geheiratet und heißt nicht mehr Trude Winter.

Drei Wochen nach dem Anschluss ist mein Vater nach Frankreich geflohen. Sein Pass war in Ordnung, und er hat ja sofort mit Hilfe seines Bruders ein französisches Einreisevisum bekommen. Für meine Mutter und mich war es schrecklich, als mein Vater weggefahren ist. Erstens, weil er wegfuhr, zweitens, weil er ohne uns wegfuhr und drittens, weil wir nicht wussten, wie es weitergehen sollte.

Meine Mutter wollte mit mir nicht allein in unserer Wohnung bleiben, also sperrte sie alles zu, und wir zogen zur Omama, die mit Onkel Ernst im 1. Bezirk am Michaelerplatz gewohnt hat. Wir hatten noch viele Sachen in unserer Wohnung. Wir haben bei der Omama gewohnt und geschlafen, gingen aber auch noch in unsere Wohnung.

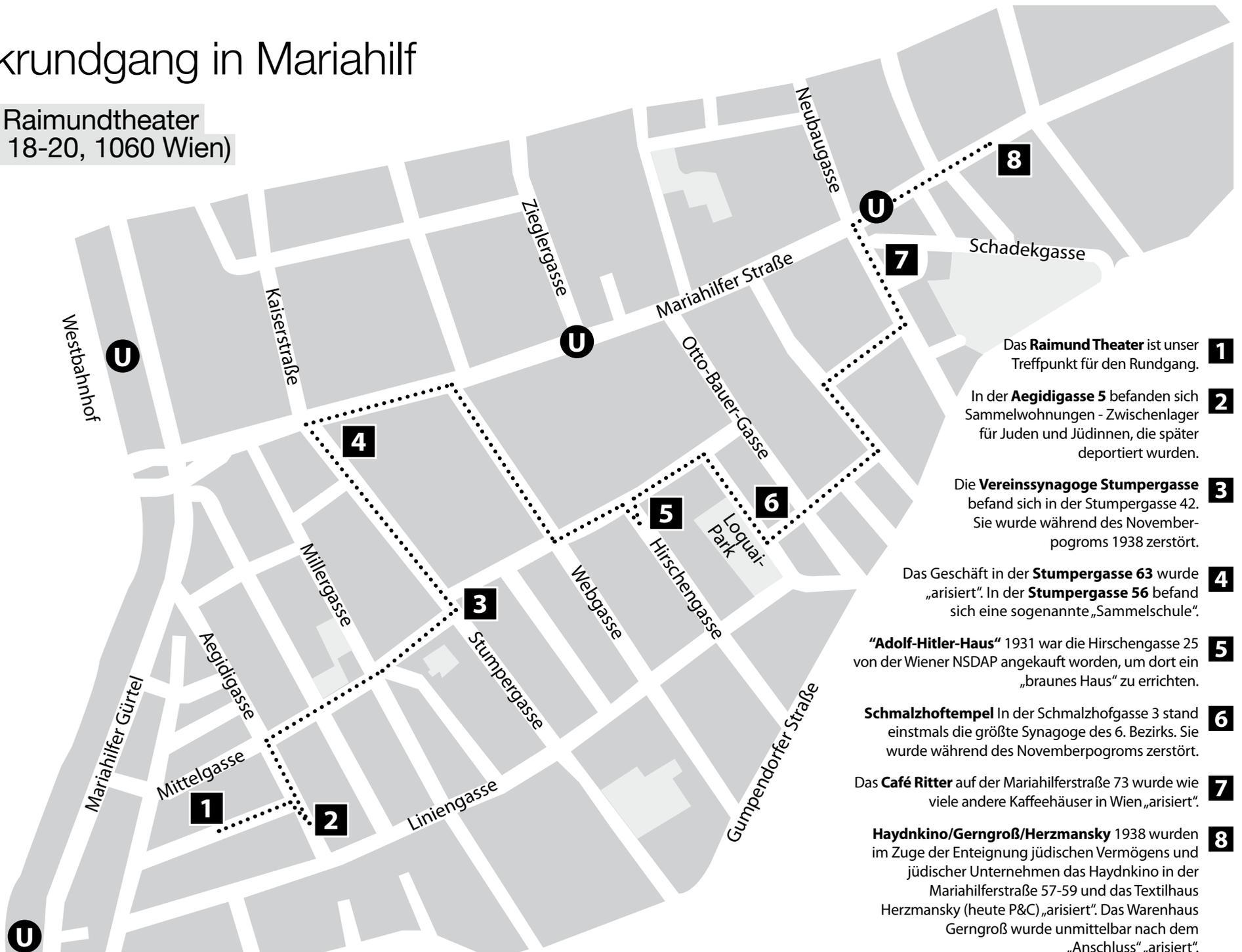
„[...] Jüdische Kinder durften nicht mehr in normale Schulen, sie mussten in ‚Judenschulen‘. Meine Schule befand sich im 6. Bezirk, in der Stumpergasse. Jeden Tag bin ich nun zu Fuß vom Michaelerplatz in die Stumpergasse gegangen, das ist ein weiter Weg. Ich kann mich daran erinnern, dass in Wien viele Hakenkreuzfahnen hingen. Hin und [wieder] hat mich Onkel Ernst von der Schule abgeholt. Ich weiß nicht, warum ich nicht fahren durfte, vielleicht hatten wir wenig Geld. Ich musste aber jeden Tag noch viel mehr gehen, denn wir hatten einen Hund, einen Foxterrier namens Schufti. Schufti musste Gassi gehen, und wer konnte das besser als ich? In dieser Zeit war ich vom Gehen immer sehr müde.

Meine Mutter, Onkel Ernst und meine Omama warteten auf die Visa, die der Papa und der Opapa uns schicken wollten. Da unsere Pässe aber abgelaufen wären, wenn wir länger gewartet hätten, verließen die Omama, meine Mutter, der Onkel Ernst, der Hund Schufti und ich Wien am 5. Juni 1938 ohne die Visa.

Gedenkrundgang in Mariahilf

Start beim Raimundtheater
(Wallgasse 18-20, 1060 Wien)

Weitere Informationen:
<http://rundgang.blogspot.de>



Das **Raimund Theater** ist unser Treffpunkt für den Rundgang. **1**

In der **Aegidigasse 5** befanden sich Sammelwohnungen - Zwischenlager für Juden und Jüdinnen, die später deportiert wurden. **2**

Die **Vereinsynagoge Stumpergasse** befand sich in der Stumpergasse 42. Sie wurde während des Novemberpogroms 1938 zerstört. **3**

Das Geschäft in der **Stumpergasse 63** wurde „arisiert“. In der **Stumpergasse 56** befand sich eine sogenannte „Sammelschule“. **4**

„**Adolf-Hitler-Haus**“ 1931 war die Hirschengasse 25 von der Wiener NSDAP angekauft worden, um dort ein „braunes Haus“ zu errichten. **5**

Schmalzhoftempel In der Schmalzhofgasse 3 stand einstmals die größte Synagoge des 6. Bezirks. Sie wurde während des Novemberpogroms zerstört. **6**

Das **Café Ritter** auf der Mariahilferstraße 73 wurde wie viele andere Kaffeehäuser in Wien „arisiert“. **7**

Haydnkino/Gerngroß/Herzmansky 1938 wurden im Zuge der Enteignung jüdischen Vermögens und jüdischer Unternehmen das Haydnkino in der Mariahilferstraße 57-59 und das Textilhaus Herzmansky (heute P&C) „arisiert“. Das Warenhaus Gerngroß wurde unmittelbar nach dem „Anschluss“ „arisiert“. **8**

Das einzige Land, wohin man ohne Visum fahren konnte, es gab das ‚J‘ für Jude noch nicht im Pass, war Italien. Und so fuhren wir von Wien nach San Remo. Ich weiß das noch ganz genau, unser Zug ging um 9.55 Uhr vom Südbahnhof.

Für mich war das ein riesiges Abenteuer, obwohl ich schon oft mit dem Zug unterwegs gewesen war, denn meine Großeltern besaßen in Salzburg ein Haus und meine Mutter und ich hatten sie ein- bis zweimal im Jahr dort besucht.

Zuerst blieben wir in San Remo und dann trafen wir uns mit meinem Vater und dem Opapa an der französischen Grenze in der Stadt Menton. Mein Vater und mein Opapa waren auf der einen Seite und meine Mutter, meine Omama, Onkel Ernst, Schufti und ich auf der italienischen Seite. Als es Abschied nehmen hieß, habe ich zu weinen begonnen. Ich war ja ein Kind, und für mich war es schrecklich, mich wieder vom Papa und Opapa trennen zu müssen. Der französische Zollbeamte konnte meine Tränen nicht ertragen und ließ mich und Schufti ohne gültige Papiere nach Frankreich einreisen. [...]"

Erika Rosenkranz und ihre Eltern überlebten den Nationalsozialismus – ihre Erinnerungen hat Erika Rosenkranz in dem Buch: ‚Und ich fand es herrlich‘ Erinnerungen einer Vertriebenen, (2001 Czernin Verlag) festgehalten. Sie selbst sagt darüber: Es ist ein absolut positives Buch.

Quelle: <http://at.centropa.org/>

Paul Grosz

„Die Desolidarisierung mit den Juden ist in der Schule genauso rasch vor sich gegangen wie überall. Für Kinder, mit denen ich noch am Tag vorher Freund gewesen bin, war ich am Tag nachher schon eine negative Erscheinung. Ich erinnere mich, als wir nach etwa drei oder vier Wochen wieder zur Schule gehen konnten – es war ja eine Zeitlang keine Schule –, ist nicht der Klassenvorstand, der Jude war, in die Klasse gekommen, sondern der Englisch- und Turnprofessor Professor Heinrich. Er hat suppliert, wie man gesagt hat, also er hat eine Ersatzstunde gegeben, und er hat uns in dieser Doppelstunde einen Aufsatz aufgegeben. Ich erinnere mich nicht, ob die Juden auch mitschreiben mußten, wir waren vier Juden in der Klasse. Aber das Thema hieß: ‚Was ist mir nach dem Umbruch am meisten aufgefallen?‘ In der nächsten Stunde wurde einer dieser Aufsätze als beispielgebend vorgelesen. Einer der Jungen, der Neffe eines österreichischen Bischofs, hat einen wirklich erbärmlichen, antisemitischen Aufsatz geschrieben, worin der Hauptanteil darin bestand, daß in der Alser Straße, wo er gewohnt hat, viele Geschäfte gesperrt worden sind, weil das jüdische Geschäfte waren, die die arische Bevölkerung ausgenutzt haben. Es hat mich sehr getroffen. Ich habe nicht wirklich viele Erinnerungen aus der Zeit, /.../ aber diese Sache hat

mich, ebenso wie der Verlust der Wohnung, schwer getroffen.

Wir sind dann in eine Wohnung im 8. Bezirk eingezogen. Dort haben nur mehr Juden gewohnt, man mußte halt zusammenrücken. /.../ Ich habe in dieser neuen Wohnung dann im Juni, im Juni 1938, noch meine Bar Mitzwa gefeiert. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß wir dort eine große Party hatten, eine Kinderparty, die Tische waren zusammengestellt, und alle möglichen Leckereien waren zu haben und die meisten meiner Freunde, oder eigentlich alle meine Freunde waren noch da. Es war ein sehr lustiges Ereignis, eigentlich das letzte, woran ich mich noch bildlich erinnern kann. [...]

Ich bin aus der Schule verwiesen worden und bin vom Realgymnasium in eine Schule gegangen, die nur für Juden war, in der Stumpergasse im 6. Bezirk. Meine Erinnerungen an die Zeit von damals sind eigentlich nicht sehr umfangreich. Ich habe zum Beispiel von all den vielen neuen Schulkameraden, die ich dort kennengelernt habe, nur jene im Gedächtnis behalten, mit denen ich aus irgendeinem Grund auch später noch in Berührung gekommen bin. Das waren nur ganz wenige, die, so wie ich, in Wien überlebt haben oder mit denen ich unmittelbar nach dem Krieg wieder in Verbindung gekommen bin. [...]

1939 wurde meine Schule gesperrt. Ich ging in die sogenannte „Jual“, in die Schule der Jugendlilja, die mit Zustimmung der Gestapo vorbereitende Kurse Arbeitskurse für Jugendliche, eingerichtet hat mit der Absicht sie nach Palästina zu verfrachten. [...]

In der Jugendliljaschule verbrachte ich dann die vielleicht schönsten Jahre meiner Jugend. Während wir, das war eine Ganztagschule, dort gewesen sind, gab es keinen Streß, nicht die Gefahr der Juden sonst ausgesetzt waren, und erst nach Kriegsbeginn 1939, als die ersten Transporte in das spätere Generalgouvernement geleitet worden sind, haben auch wir Kinder die volle Gewalt, die da angewendet worden ist, zu spüren bekommen. [...]

Paul Grosz' Familie gelingt die Ausreise nicht, er selbst taucht Ende 1944 in Wien unter und überlebt gemeinsam mit seinem Vater den Nationalsozialismus als „U-Boot“. Von 1987-1988 war Paul Grosz Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

Karl Jellinek (Pseudonym)

„[...] Zur Schule gegangen bin ich in die Mittelgasse, in den sechsten Bezirk, das ist beim Raimundtheater. Dann bin ich ins Realgymnasium in der Kandlgasse, in den siebten Bezirk gegangen. Im Jahr 1938 hat sich alles plötzlich geändert. Auf einmal haben wir, die jüdischen Kinder, einen Tritt, auch physisch, bekommen und wurden aus der Schule hinausbefördert. Zuerst haben wir in der Klasse hinten sitzen müssen, dann eines Tages hat es geheißen, jetzt werden die jüdischen Schüler zusammengezogen, und damit hat eine Odyssee begonnen. Als erstes mußte ich in die Albertgasse /im achten Bezirk/ in die Schule gehen. Das war eine Hauptschule, und aus allen Bezirken wurden dort jene ‚Mischlinge‘ zusammengezogen, die nichtmosaisch, aber sogenannte

„Geltungsjuden“ waren. [...]

Später mußte ich dann in der Stumpergasse in die Schule gehen. Ich war katholisch aber weiterhin „Geltungsjude“ [...]

In der Albergasse wurden wir nur mehr im Hauptschullehrstoff unterrichtet, und von dort mußte ich, wie gesagt, in die Stumpergasse gehen, und letztlich landete ich in der Grüngasse /fünfter Bezirk/.

Interessant war, daß die Schule in der Grüngasse sehr gut war, weil die Lehrer waren lauter gefeuerte /jüdische/ Mittelschullehrer, dadurch haben wir ein sehr gutes Niveau gehabt. Wir haben analytische Geometrie gemacht, also Lehrstoff, den man sonst nur im Gymnasium macht. 1941 habe ich die Schule beendet und nicht lange danach kam die Verpflichtung in die Leergutsammelstelle.[...]

Durch die „arische“ Mutter halbwegs geschützt (obwohl diese selbst zwei Jahren wegen Hörens von „Feindsendern“ inhaftiert war) überleben Karl Jellinek und sein Vater den Krieg in Wien.

Quelle für beide Berichte: DÖW (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. Wien 1992

Stumpergasse 63 – Bericht von Otto Schneider/Snyder

Der 1910 geborene Otto Schneider beschreibt in einem Bericht die Situation unmittelbar nach dem sogenannten „Anschluss“ – die „Arisierung“ des Herrenwäschege­schäfts der Eltern, das in der Stumpergasse 63 angesiedelt war und die Übergriffe und Misshandlungen gegen Juden und Jüdinnen, die sich hier in der Gasse im Frühling und Sommer 1938 abspielten. Ihm gelang via Kuba die Flucht in die USA.

„[...] Wir sind am 11. März 1938 zu Hause gesessen und haben Radio gehört. Am frühen Abend hat sich Schuschnigg verabschiedet, und dieselben Leute, die am Nachmittag in die Stadt gegangen sind und „Ja für Österreich“ gerufen haben, sind nun zurückgeströmt, alle schon mit Hakenkreuzen, und es sind schon die ersten Ausschreitungen gegen Juden passiert. Wir sind schnell in unser Geschäft gegangen, wir haben schon zugesperrt gehabt, und haben die Plakate für die von Schuschnigg geplante Volksbefragung aus den Fenstern herausgenommen. Am Samstag, wie wir das Geschäft aufgemacht haben, hatten schon alle Wachleute Hakenkreuzschleifen, und die SA und SS sind schon durch die Stumpergasse gegangen. /.../ Sonntag früh sind wir aufgeweckt worden. Ein Nazifunktionär ist zu uns in die Wohnung gekommen und hat uns aufgefordert, ins Geschäft hinunterzugehen. Wir mußten eine Hakenkreuzfahne nähen, denn unser Haus hat noch keine gehabt. Die wußten natürlich, daß die Mutter auf der Maschine nähen konnte,

ich mußte die Fahne zuschneiden und die Stoffe für die Fahne beistellen. Am Montag um 6 Uhr früh wurden wir aufgeweckt, es wurde an unsere Tür gepumpt, ich bin aufgesprungen, hab' beim Guckerl hinausgeschaut und habe schon schwarze und braune Uniformen gesehen. Das erste was bei der Tür hereingekommen ist, war ein Revolver; ich wurde zurückgestoßen, die Tür wurde aufgestoßen, und zwei schwarze und zwei braune Uniformierte haben mich ins Speisezimmer gestoßen und sind ins Schlafzimmer eingedrungen. Dort haben sie die Mutter und den Vater aus den Betten gerissen, haben meiner Mutter nicht einmal eine Möglichkeit gegeben, einen Überwurf anzuziehen. Sie ist dort im Nachthemd gesessen. Der Vater war 55% kriegsinvalid, hat schwere Schlafmittel genommen und hat die ersten zehn Minuten überhaupt nicht gewußt, was los war. Dann sind sie systematisch vorgegangen, haben alle Laden herausgezogen, umgedreht und Geld – oder was immer – gesucht, sind auch in den Wäscheschrank gegangen, haben alles auf die Erde geworfen und durchwühlt. Was immer sie gefunden haben an Dokumenten, Geld oder Schmuck, haben sie mitgenommen. [...]

Otto Schneider und sein Vater müssen die Uniformierten in das Geschäft der Familie begleiten, während ein „Bewacher“ mit der Mutter in der Wohnung zurückbleibt. Auch im Laden werden alle Wertgegenstände und Dokumente beschlagnahmt. Das Geschäft wird unter „kommissarische Verwaltung“ gestellt.

„Den Vater haben sie dann mitgenommen, aufs Polizeikommissariat oder vielleicht ins ‚Braune Haus‘ in der Hirschengasse, das weiß ich nicht mehr. Das war alles am Montag. [...]

Durch Vermittlung des Bruders der Schwägerin gelingt es den Vater noch am Abend freizubekommen, er war aber

„psychisch vollkommen zerstört. Drei Wochen ist er im dunklen Magazin gesessen, hat gebrütet, hat nicht darüber hinwegkommen können, wie sie ihn behandelt haben. Er wurde zwar körperlich nicht mißhandelt, aber er mußte zum Beispiel die Krawatte ausziehen: „Juden brauchen keine Krawatten tragen.“ Er mußte sich in einen Winkel stelle: „Juden brauchen nicht zu sehen, was da vorgeht.“ Er war kein gläubiger Jude, aber er hat sich als Jude bekannt, hat sich verteidigt, wenn antisemitische Bemerkungen gemacht wurden.

Wir sind damals über die Straße ins Geschäft geführt worden, eine Menge Leute haben das gesehen, Leute die uns gekannt haben.

Wir haben ein paar Telefonanrufe mit Beileidsbekundungen bekommen, aber die Nachbarn sind ferngeblieben. [...]

In den folgenden Monaten bereitet Otto Schneider mit Hilfe seines Bruders die Flucht nach Kubar vor. Dass ihm selbst bis dahin körperliche Misshandlungen erspart bleiben, verdankt er einem anonymen Telefonanruf.

„Uns gegenüber war ein jüdisches Restaurant, da haben sie zu Mittag die Gäste herausgeholt, haben ihnen Farbe übers Gesicht geschmiert und haben alle Fenster des Restaurants verschmiert. Ebenfalls gegenüber war noch ein Kerzen- und Seifengeschäft, der Löwinger, dem haben sie auch das Geschäft angeschmiert, das war ja gang und gäbe in der ganzen Gasse. Eines Tages erhielten wir in der Früh einen Telefonanruf: „Der junge Herr Schneider täte gut, wenn er heute nicht zu Hause wäre.“ Dann wurde abgehängt. Ich habe mich angezogen, habe mir etwas Geld eingesteckt, viel war ja nicht mehr da, und habe den Tag in der Straßenbahn und Stadtbahn verbracht. Ich bin ganz einfach herumgefahren, denn ich hab' nicht gewußt, wo ich hingehen könnte, wo ich sicher wäre, ich habe ja nicht gewußt, was los ist. Wie ich dann am Abend nach Hause gekommen bin, habe ich herausgefunden, daß während des Vormittags die jüdischen Männer aus den Wohnungen und Geschäften der Stumpergasse herausgeholt und zum Aufreiben gezwungen worden sind. Sie haben einige Lastfahrzeuge von der SA in die Straße gebracht, und die Leute mußten diese Fahrzeuge putzen. Einem von den Jungen, dessen Vater auch geholt wurde, haben sie einen Schlauch in die Hand gegeben und haben ihn gezwungen, seinen Vater, der unter einem Auto gelegen ist und es geputzt hat, anzuspritzen. Er hat sich geweigert, dann haben sie ihn durchgehauen und abgeführt. Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist. Der alte Herr war herzleidend, und ich weiß nicht ob er's überstanden hat oder nicht. Aber, wie gesagt, das ist während des Tages passiert. Wer uns angerufen hat, ist bis heute ungeklärt geblieben, aber es hat Leute gegeben, die uns auf diese Art und Weise unterstützt haben.“

Alle diese brutalen Übergriffe spielten sich wie erwähnt einige Monate vor dem Novemberpogrom ab. Wir wollen damit noch einmal auf die Kontinuität antisemitischer Übergriffe aufmerksam machen.

Quelle: DÖW (Hg.): *Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. Wien 1992*

5 „BRAUNES HAUS“

„Adolf-Hitler-Haus“ (Hirschengasse 25)

Wenn mensch die Adresse Hirschengasse 25 in eine Suchmaschine eingibt, ist die Chance groß, dass man auf das Programm einer Schulklasse für ihre „Wienwoche“ stößt, denn das Gebäude ist heute ein Jugendgästehaus des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur.

Vor 80 Jahren war es die Machtzentrale der Wiener NSDAP.

Mit den Erfolgen der NSDAP in Deutschland und dem ab 1931 einsetzenden Propagandafeldzug der Wiener NSDAP stiegen die Mitgliederzahlen der Partei enorm an. Am 14. Oktober 1931 wurde dieses Haus angekauft, um nach dem Vorbild des kurz zuvor in München eröffneten „Braunen Hauses“ auch in Wien ein entsprechendes Gebäude als neuen zentralen Sitz für die Gauleitung und die NSDAP-Organisationen einzurichten.

Nachdem entschieden worden war, dass nur das „Braune Haus“ in München diese Bezeichnung tragen durfte, erhielt das Gebäude „über Bewilligung des Führers den stolzen Namen Adolf-Hitler-Haus“ (Rundschreiben des österreichischen Vereins „Braunes Haus“, März 1932).



Die Bauarbeiten am Gebäude waren im Dezember 1931 so weit fortgeschritten, dass ein Teil des Hauses von der Gauleitung bezogen werden konnte. Neben der Parteizentrale gab es Räume für die Gau-Propagandaleitung, die SA und SS, sowie HJ und BDM. Im Hinterhof des Gebäudes wurde vom „Gastwirtschaftlichen Verein Braunes Haus“ ein Lokal als neuer Treff- und Sammelpunkt der Wiener NSDAP eingerichtet.

Durch den Standort des neuen Parteisitzes im 6. Bezirk war eine Eskalation der Gewalt bereits vorprogrammiert – die NSDAP brach in die „Wiege der Arbeiterbewegung“ ein: hier wurde im Dezember 1867 der erste Arbeiterbildungsverein gegründet, in der Nähe befanden sich die Wohnsitze von Viktor Adler und Otto Bauer, außerdem waren hier zahlreiche Institutionen der Sozialdemokratie, von der nahe gelegenen Redaktion der „Arbeiter Zeitung“ bis zum Vereins- und Veranstaltungszentrum in der Königseggasse (heute Haus der Begegnung).

Gleichzeitig war das Viertel rund um die Hirschengasse mit der Synagoge in der Schmalzhofgasse 3, dem Tempel in der Stumpergasse 42 und dem Bethaus in der

Millergasse 43 das Herzstück der jüdischen Gemeinde des 6. und 7. Bezirks. In unmittelbarer Nachbarschaft zum „Adolf-Hitler-Haus“ hatte darüber hinaus auch der Israelitische Tempelverein für die Bezirke Mariahilf und Neubau in der Hirschengasse 22 seinen Sitz.

Mit der Konzentration des NSDAP-Machtzentrums im „Adolf Hitler-Haus“ ging ein Anstieg der politisch und antisemitisch motivierten Gewalthandlungen sowohl im „Adolf-Hitler-Haus“ selbst als auch in der näheren Umgebung einher. Neben gewalttätigen Übergriffen, Drohungen und Sachbeschädigungen gegen jüdische Geschäftsleute und die jüdische Mietpartei Spielmann, die im Vordertrakt des Hauses wohnte, kam es auch zu Anpöbelungen von Passant_innen und Anrainer_innen. Selbst die ständige polizeiliche Bewachung sowie zeitweilige Besetzung des Hauses durch Sicherheitskräfte konnte die Lage nicht entschärfen.

Im Zuge der steigenden Gewaltbereitschaft der österreichischen NSDAP und dem gezielten Aufbau von terroristischen Gruppen ab Frühjahr 1933 erhielt das „Adolf-Hitler-Haus“ eine bestimmende Funktion für die Planung, Organisation und Durchführung der NS-Gewaltspolitik im Raum Wien, beispielsweise bei dem Tränengasanschlag auf das Kaufhaus Gerngroß im Dezember 1932.

In der unmittelbaren Umgebung des „Adolf-Hitler-Hauses“ hatten signifikant viele radikale NSDAP-Mitglieder und insbesondere SS-Führer ihren Wohnsitz, und auch ein Großteil der maßgeblichen Drahtzieher der NS-Terroranschläge vom Juni 1933 wohnte entweder im „Adolf-Hitler-Haus“ selbst oder in der unmittelbaren Umgebung. Bis zum Verbot der NSDAP hatte sich beinahe die gesamte Führungsspitze der Wiener SS im Viertel niedergelassen. In der Hirschengasse 19 sowie der Marchettigasse 16 wurden zusätzlich SA- und NSDAP-Heime eröffnet.

Nachdem im Parlamentsarchiv Akten der Wiener Gauleitung wiedergefunden wurden, die am 12. Juni 1933 bei der Schließung des Hauses von der Polizei beschlagnahmt worden waren, wurde die Geschichte des Hauses im Rahmen eines Forschungsprojekts aufgearbeitet. Im Bezirksmuseum Mariahilf gab es im Herbst 2009 eine Ausstellung dazu.

Die von der Wiener Gauleitung 1931/1932 umgestaltete Fassade des ehemaligen „Adolf-Hitler-Hauses“ ist in ihrem äußeren Erscheinungsbild unverändert erhalten geblieben. Es wurden lediglich die Hakenkreuze von der Fassade entfernt und der braune Anstrich übermalt.

Es gibt am oder im Haus Hirschengasse 25 nichts, das die dort untergebrachten Schüler_innen – viele besuchen auf dem Weg nach Wien das KZ Mauthausen – auf die Geschichte des Hauses hinweist.

Forschungsprojekt: Das „Adolf-Hitler-Haus“, Hirschengasse 25, Wien-Mariahilf
<http://ahh.univie.ac.at/>

Bezirksmuseum Mariahilf, 1060, Mollardgasse 8
www.bezirksmuseum.at

6 MARIAHILFER SYNAGOGE/ “SCHMALZHOFTEMPEL“

(Schmalzhofgasse 3/Loquaipplatz)

Hier stand bis zum Novemberpogrom die Vereinssynagoge des Tempelvereines für die Bezirke Mariahilf und Neubau. Sie befand sich in der Schmalzhofgasse, war aber aufgrund einer Mauer von der Gasse aus nicht zu sehen, sondern nur vom Loquaipplatz aus.¹

Sie wurde in den Jahren 1883 und 1884 von Max Fleischer im neogotischen Stil erbaut. Neben dem Tempel waren hier der zionistische Landesverband, eine Hebräische Sprach- und Bibelschule und der Israelitische Frauenwohltätigkeitsverein Mariahilf – Neubau untergebracht.²



Die Mariahilfer Synagoge war ein Tempel des liberalen Reformjüdinnen- und judentums. Obwohl die Synagoge kein Gemeindetempel der IKG war, war Israel Taglicht, einer ihrer beiden Rabbiner, von 1936 bis 1938 Oberrabbiner der IKG. Taglicht wurde 1938 öffentlich von den Nazis gedemütigt, floh nach England und starb 1943 in Cambridge im Alter von 81 Jahren. Drobinsky, der zweite Rabbiner der Synagoge in der Schmalzhofgasse starb 1939 in Österreich.³

¹ Niessner, Georg/Schilling, Peter: Virtuelle Rekonstruktion dreier Synagogen in Wien von Max Fleischer. Schmalzhofgasse 3, Wien VI, Neudegggasse 12, Wien VIII, Müllnergasse 21, Wien IX. Diplomarbeit, Technische Universität Wien 2004, 21.

² Ebd.

Ulli Fuchs: Mariahilf 1938 – eine Materialsammlung. Anregungen für weitere historische Recherchen. In: Kilian Franer/Dies. (Hg.): Erinnern für die Zukunft. Ein Projekt zum Gedächtnis an die Mariahilfer Opfer des NS-Terrors. Echomedia, Wien 2009, 181f.

³ Evelyn Adunka: Tempel, Bethäuser und Rabbiner. In: Frank Stern/Barbara Eichinger (Hg.): Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus. Böhlau, Wien 2009, 131–142.

Bob Martens/Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtpaziergänge. Mandelbaum, Wien 2009, 92.

Während des Novemberpogroms wurde der Tempel zerstört. Paul Schatzberg, der damals 10 Jahre alt war und in der Gumpendorferstraße lebte, erinnert sich daran:

„Im Herbst 1938 musste ich in die jüdische Hauptschule. Jeden Schultag ging ich zu Fuß. Mein Weg führte mich am Schmalzhof-Tempel vorbei. Meine Eltern, Bruder Walter und ich besuchten diesen Tempel für Gottesdienst. Walter und ich gingen auch dort in Religionsunterricht. Ich ging auf der anderen Straßenseite, entweder allein oder mit Schulkollegen. Am 9. November 1938⁴ war ich allein am Wege. Da sah ich etwas Schreckliches: Jungen in Pfadfinder-Uniform warfen Steine gegen die Fenster des Tempels, und einige begannen über das eiserne Gitter zu klettern. Erwachsene waren dabei und dirigierten die Jungen. Ich schaute schnell weg, mein Herz klopfte mit Angst, und ich ging direkt in die Hauptschule. Wir hörten Gerüchte, dass der Schmalzhof-Tempel brennt. Ich habe unseren Tempel nie wiedergesehen.“⁵

Paul Schatzberg und seine Familie flohen 1939 nach Antwerpen. Seine Mutter, sein Bruder und er konnten von dort nach New York emigrieren. Sein Vater wurde nach der Einnahme Belgiens durch die Wehrmacht in ein Internierungslager in Südfrankreich deportiert. Ihm gelang die Flucht und er erreichte 1941 ebenfalls die USA.⁶

1939 wurde der Tempelverein aufgelöst und das Grundstück „arisiert“. 1952 wurde es an die IKG rückgestellt. Heute ist es im Besitz der Stadt Wien und es befindet sich darauf ein Pensionist_innenheim.⁷



Die Initiative „Mariahilfer Synagoge“ hat sich in den letzten Jahren dafür eingesetzt, dass hier an der Vorderseite des Pensionist_innenheims eine neue Gedenktafel angebracht wurde, nachdem die alte Gedenktafel immer wieder mutwilligen Zerstörungen und antisemitischen Beschmierungen ausgesetzt war. Der oft steinige Weg zur neuen Gedenktafel, die im September 2010 angebracht wurde, sowie aktuelle Veran-

staltungshinweise sind auf der Homepage der Initiative „Mariahilfer Synagoge - Für einen würdigen Ort des Gedenkens“ nachlesen:
<http://mariahilfersynagoge.wordpress.com/>

Eine virtuelle Rekonstruktion der Synagoge gibt es unter der Adresse:
<http://www.archivision.at/?p=134>.

Das Novemberpogrom aus der Täter_innenperspektive:

„Die Schmalzhofgasse, die hat dann gebrannt [...] Da hat's auf einmal einen Riesenkrach gegeben, wir waren da in der Schule [...], und dann hat die Alarmglocke geläutet und die Schule ist evakuiert worden, und wir haben 2 Stunden früher ausgeht. Wir haben nicht auf den Loquaiplatz hinausdürfen, sondern sind über den Hof in die Bubenschule hinüber, in die Hirschengasse. [...] Mein Onkel [...] hat zu mir gesagt, ich darf jetzt nicht fortgehen, es ist so viel Wirbel [...]. Dann ist eine Freundin gekommen und hat gesagt: ‚Ja, wo warst du denn die ganze Zeit, wir haben so eine Hetz gehabt. Mit den geistlichen Kapperln von den Juden haben wir Fußball gespielt und da hat man sich alles nehmen können. [...] Du bist uns abgegangen! Das war so lustig!‘“
(ganze Bericht siehe <http://www.erinnern-fuer-die-zukunft.at/hoerstationen.html>)

7 „CAFÉ RITTER“

Mariahilferstraße 73

Von der sogenannten „Arisierung“, ein NS-Wort, das den gewalttätigen Raub von Sachgütern und Immobilien von Jüdinnen und Juden durch NS-nahe Organisationen und nicht jüdische Personen verschleierte, waren auch Kaffeehäuser betroffen. Anders als es die Website der Fachgruppe Wiener Kaffeehaus suggeriert, wurden jedoch nicht nur einige wenige Kaffeehäuser in der Leopoldstadt enteignet¹, sondern Lokale in ganz Wien.² Nachdem viele traditionelle Wiener Kaffeehäuser bis in die 1930er-Jahre Orte des sichtbaren jüdischen Lebens waren, waren sie Antisemit_innen ein besonderer Dorn im Auge.

¹ <http://www.wiener-kaffeehaus.at/geschichte.aspx>

² Tina Walzer/Stephan Tempel: Unser Wien. „Arisierung“ auf österreichisch. Berlin: Aufbau-Verlag, 2001. S. 143

⁴ Der Tempel wurde eigentlich am 10. November zerstört (vgl. Volker Thurm (Hg.): Wien und Wiener Kreis. Orte einer unvollendeten Moderne. Ein Begleitbuch. Facultas, Wien 2003, 80), das genannte Datum kann hier als Synonym für das Novemberpogrom verstanden werden.

⁵ Paul Schatzberg: Mein Leben in Wien... In: Kilian Franer/Ulli Fuchs (Hg.): Erinnern für die Zukunft. Ein Projekt zum Gedächtnis an die Mariahilfer Opfer des NS-Terrors. Echomedia, Wien 2009, 79.

⁶ Biographie Paul Schatzbergs auf <http://www.aacc.edu/plp/file/Paul%20Schatzberg.pdf>

⁷ Bob Martens/Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtspaziergänge. Mandelbaum, Wien 2009, 92.

Im 6. Wiener Gemeindebezirk wurden drei wichtige Kaffeehäuser „arisiert“.

Zum einen das weitläufige Tanzcafé Westminster auf der Mariahilferstraße 57, das schon seit dem Ersten Weltkrieg bestand und von Berta Löwy geführt wurde.³ Löwy wurde 1941 im KZ in Kowno umgebracht.⁴

Zum anderen das Café Dobner, ein Eckhaus am Naschmarkt, ein damals wegen seiner Kleinkunsthöhne berühmtes und für die Literaturszene wichtiges Lokal. Geführt wurde das „Dobner“, das u. a. Spielstätte für Fritz Grünbaum und Jura Soyfer war, von Johanna Medak. Medak wurde nach Theresienstadt deportiert, wo sie 1943 umkam.⁵ Profiteur der „Arisierung“ war Robert Püringer, Träger des Blutordens, der das Café nach 1945 an die Erben Medaks zurückgeben musste. Püringer hatte das Café völlig heruntergewirtschaftet. Heute befindet sich im Haus des ehemaligen Café Dobner eine Weinhandlung.⁶

Das dritte Café im 6. Bezirk mit ebenso grauenvoller Vergangenheit ist das Café Ritter (Mariahilferstraße 73). Eigentümer des Lokals war Isidor Strasser. Das Café fiel einer sogenannten „wilden Arisierung“ zum Opfer, deren Profiteur das Ehepaar Josef und Auguste Feichtenegger war. Als „wilde Arisierungen“ werden Plünderungen und Raube bezeichnet, weil sie nicht erst auf Anordnung der NS-Behörden erfolgten, sondern gleich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im März 1938 sozusagen im vorausseilenden Gehorsam begangen wurden. Nachdem die Enteignungen ohne behördlichen Rahmen von statten gingen, gibt es bis heute nur mangelhafte Dokumente und Aufzeichnungen über diese zahlreichen Vorfälle. Die Historikerin Tina Walzer zitiert aus einer „Beilage zur Vermögensmeldung“ von Isidor Strasser, Besitzer des Café Ritter: „Die Wertpapiere konnten nur aus dem Gedächtnis angegeben werden, da diese am 16. 3. 1938 beschlagnahmt wurden und Herr Strasser bis heute keine Bestätigung über diese Beschlagnahme erhalten hat.“⁷

Übrig bleibt noch zu sagen, dass auch die aktuelle Website des Café Ritter eine „Geschichte des Cafés“ online veröffentlicht, in der die Zeit von 1938 bis 1945 aber mit keinem Wort erwähnt wird.⁸

³ Ebda., S. 147.

⁴ DÖW, Victim Database, http://en.doew.braintrust.at/db_shoah_73600.html

⁵ Ebda.

⁶ http://www.bezirksmuseum.at/default/fileadmin/user_upload/Bezirke/Bezirk-06/Arisierung_-_Text.pdf, S. 10.

⁷ Walzer/Tempel, Unser Wien, S. 28.

⁸ www.caferritter.eu

8 HAYDNKINO / GERNGROSS / P&C – EHEM. HERZMANSKY

Ecke Mariahilferstraße/Barnabiten-gasse

Haydnkino

Nach dem „Anschluss“ erfolgte eine nationalsozialistische Neuordnung des österreichischen Kinowesens über zahlreiche Verfügungen und Zensurmaßnahmen. Für KinobesitzerInnen wurde die Mitgliedschaft bei der Wiener Außenstelle der Reichsfilmkammer zwingend. Die Reichsfilmkammer unterstand wiederum direkt dem Reichspropagandaministerium in Berlin. „Arisierungen“ wurden bereits 1938 durchgeführt. Sie basierten auf Kennzahlen, die festlegten, ab wann ein Betrieb als jüdisch zu gelten hatte. Das war zum Beispiel der Fall, wenn der/die Konzessionär_in (nach nationalsozialistischer Definition) Jude oder Jüdin war. Am 27. August 1938 erschien im Kinojournal eine Liste, derzufolge es kurz nach dem „Anschluss“ 65 „jüdische“, 19 unter „jüdischem Einfluss“ stehende und 86 „arische“ Kinos in Wien gab¹. Die profitabelsten Kinos wie das Apollo Kino gingen im Herbst 1938 fast alle in der „Ostmärkische Filmtheaterbetriebs Ges. m. b. H“ auf, kleinere Kinos wurden teilweise stillgelegt. Das Kreuz Kino im 1. Bezirk wurde mit der Bemerkung geschlossen: „Großteils Juden als Publikum“². Juden und Jüdinnen war der Kinobesuch ab Juni 1938 untersagt. Jüdische KinobetreiberInnen mussten ihre Vermögenswerte der Vermögensverkehrsstelle offen legen. Diese Institution war im Mai 1938 gegründet worden und hatte keine Vorbilder im „Altreich“. Sie diente als Umsetzungsinstanz für Verfügungsbeschränkungen und wickelte als Organisatorin der „Arisierungen“ Kaufverträge ab³. Um einen Vertrag im rechtlichen Sinne handelte es sich natürlich nicht: Zum Abschluss der Besitzübernahme genügte die Unterschrift des/der „arischen“ Käufers/Käuferin, die Kaufsumme wurde nicht dem/der eigentlichen Besitzer_in überwiesen, sondern auf ein Sperrkonto der Kontrollbank für Industrie- und Handel eingezahlt. Der Verkauf des Besitzes von Juden oder Jüdinnen war zu diesem Zeitpunkt keine privatwirtschaftliche Transaktion mehr, sondern der Kontrolle der Vermögensverkehrsstelle unterworfen. Sie setzte den „Kaufpreis“ fest, de facto handelte es sich jedoch in den allermeisten Fällen um entschädigungslose Enteignungen. Béla Honig, Betreiber des Haydnkinos, beschrieb die typische Arbeitsweise der im Zuge der Enteignung eingesetzten „kommissarischen Verwalter“ so:

¹ Bezirksmuseum.at: Zur Geschichte des Kinos in Mariahilf. Online Quelle: http://www.bezirksmuseum.at/default/fileadmin/user_upload/Bezirke/Bezirk-06/Kinos_-_Text.pdf

² Dorus Schrenk: Kinobetriebe in Wien von den Anfängen bis zur Gegenwart. Diplomarbeit an der Universität Wien, 2009. S. 45.

³ Safrian Hans, Witek Hans: Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Picus, Wien 2008, S. 127.

“Der Wert meiner Betriebe Busch- und Haydnkino anzugeben, ist mir dzt. unmöglich, da dieselben unter kommissarischer Leitung, bzw. unter Verwaltung der Reichsfilmkammer stehen. Da mir der Zutritt zu den Betrieben nicht möglich ist, habe ich auch keinen Einblick in die Aufzeichnungen in denselben.“

Der ehemalige Eigentümer durfte seinen Betrieb – in diesem Fall zwei Kinos - nicht mehr betreten, hatte daher auch keinerlei Einblick in die Gebahrung, Mitspracherecht oder Einflußmöglichkeit mehr, mußte dafür aber dennoch Rechenschaft ablegen.“⁴.

Das von Béla Honig, einem ungarisch-jüdischen Kaufmann, geleitete Haydn-Kino wurde 1938 Fritz Menschik und Stephan Musil übereignet. Beide wurden als politisch verlässlich eingestuft und hatten als sogenannte „Alte Kämpfer“ gedient. Einer war seit 1923, der andere seit 1927 Mitglied der NSDAP bzw. SA gewesen. Mit Kriegsbeginn kam es zum Aufführungsverbot englischer und französischer Filmproduktionen, das Haydnkino wurde im Zuge der Eindeutschung von Begriffen in Haydn Lichtspiele umbenannt. Zusätzlich wurde es zum Luftschutzraum für das gesamte Haus Mariahilferstraße 57 umfunktioniert. Bela Honig erhielt keinen Erlös aus dem erzwungenen Verkauf des Kinos. Er wurde in Mauthausen ermordet.

Das Haydnkino ging nach 1945 an den einzigen verbliebenen Erben von Béla Honig, Otto Honig, der in die Schweiz geflohen war, über. Eine Konzession bekam er allerdings nicht. Konzessionärin wurde stattdessen die Stadt Wien⁵.

Gerngroß/Herzmansky (heute P&C)

Alfred Gerngroß kam 1881 von Bayern nach Wien und gründete gemeinsam mit seinem Bruder ein kleines Tuchgeschäft in der Mariahilferstraße. Das kleine Geschäft entwickelte sich gemeinsam mit der Mariahilferstraße zu einem belebten Einkaufszentrum. Nach dem Tod von Alfred Gerngroß im Jahre 1908 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Bereits 1932 verübten Nazis kurz vor Weihnachten einen Anschlag auf das Warenhaus. Sie drangen in das Gebäude ein und warfen Tränengasgranaten und Stinkbomben. Kurz nach dem „Anschluss“ wurde das Kaufhaus arisiert, die Familie Gerngroß musste nach Montevideo emigrieren⁶. 1947 kehrte Paul Gerngroß nach Wien zurück und konnte durch ein Restitu-

ierungsverfahren wieder die Geschäftsleitung übernehmen. Ebenfalls in der Mariahilferstraße, in dem Gebäude, in dem heute Peek&Cloppenburg untergebracht ist, befand sich das ehemals größte Textilhaus der Habsburgermonarchie. Von einer jüdischen Familie gegründet wurde das Herzmansky 1938 „arisiert“. Max Delfiner, damaliger Alleinhaber, musste emigrieren. Vorarlberger Firmen wurden aktiv, um sich an der „Arisierung“ zu beteiligen. F.M. Hämmerle und F.M. Rhomberg, zweitgrößte Dornbirner Textilfirma, übernahmen Herzmansky, das 1938 730 Mitarbeiter_innen beschäftigte. Oskar Rhomberg versuchte 1945 das Unternehmen anlässlich der Rückstellung zu erwerben, es wurde jedoch 1948 an den Eigentümer Max Delfiner zurückgestellt⁷.



Ruth Klüger erinnert sich in ihrem autobiografischen Roman „weiter leben. Eine Jugend.“ an einen Spaziergang mit ihrem Vater:

„Wir wohnten im 7. Bezirk, Neubau. Es war im November, 38. Auf der Mariahilferstraße hat er mir die zerbrochenen Fenster der Geschäfte gezeigt, fast schweigend, nur immer mit kurzen Hinweisen: ‚Da kann man jetzt nicht mehr einkaufen. Das ist geschlossen, du siehst ja. Warum? Die Leut, denen das gehört, sind Juden wie wir. Darum.‘ Ich, voller Schreck und Neugier, hätte gern weitere Fragen gestellt, und gleichzeitig spürte ich, daß er vielleicht selbst nicht weiter wußte, und prägte mir das Gesagte ein. (Siehst du, ich weiß es noch.)“

⁴ Tina Walzer: Unser Wien. „Arisierung“ auf österreichisch. Online Quelle: http://david.juden.at/kulturzeit-schrift/50-54/Main%20frame_Artikel51_Walzer.htm

⁵ Siehe außerdem: haydnkino.at: Kino zum Anfassen: <http://www.haydnkino.at/html/infos/KinoZumAnfassen.pdf> ;

bezirksmuseum.at: Arisierung und Restitution in Mariahilf. Online Quelle: <http://tinyurl.com/3wq5hyb>

⁶ Michaela Feuerstein-Prasser/Gerhard Milchram: Jüdisches Wien. Mit einem Vorwort von Robert Schindel. Mandelbaum Verlag, Wien 2007 (2. überarbeitete Auflage). ⁷ http://www.bezirksmuseum.at/default/fileadmin/user_upload/Bezirke/Bezirk-06/Arisierung_-_Text.pdf, S. 10.

⁷ Peter Melchiar: Verdrängung und Expansion: Enteignungen und Rückstellungen in Vorarlberg, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, Wien/München 2004

DIESE TOTEN

Hört auf, sie immer Miriam
und Rachel und Sulamith
und Aron und David zu nennen
in euren Trauerworten!
Sie haben auch Anna geheißt
und Maria und Margarete
und Helmut und Siegfried:
Sie haben geheißt wie ihr heißt

Ihr sollt sie euch nicht
so anders denken, wenn ihr
von ihrem Andenken redet,
als sähet ihr sie
alle mit schwarzem Kraushaar
und mit gebogenen Nasen:
Sie waren manchmal auch blond
und sie hatten auch blaue Augen

Sie waren wie ihr seid.
Der einzige Unterschied
war der Stern den sie tragen mußten
und was man ihnen getan hat:
Sie starben wie alle Menschen sterben
wenn man sie tötet
nur sind nicht alle Menschen
in Gaskammern gestorben

Hört auf, aus ihnen
ein fremdes Zeichen zu machen!
Sie waren nicht nur wie ihr
sie waren ein Teil von euch:
wer Menschen tötet
tötet immer seinesgleichen.
Jeder der sie ermordet
tötet sich selbst

Erich Fried

Lea Rosh, Eberhard Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Ermordung der Juden; Kollaboration und Verweigerung in Europa. Köln: Komet, 1990:

Widerstand gegen Antisemitismus – das Beispiel Italien

[...] Die Italiener verabschiedeten am 30. November 1943 ein Gesetz, das besagt, daß alle Juden, die nicht aus gemischten Familien stammten, in speziellen Konzentrationslagern interniert werden sollten. Infolge dieses Gesetzes wurde eine Bürokratie in Gang gesetzt, die vom Innenministerium ausging. Demnach mußten die Juden von der italienischen Polizei verhaftet werden. Die italienische Polizei übernahm es also, die Juden aufzuspüren, falls sie flüchtig waren, übernahm auch ihre Verhaftung und ihre Internierung in die Konzentrationslager. Alles was darauf folgte, lag in den Händen der deutschen Nazis.

Wie kommt es, daß diese Befehle Mussolinis befolgt wurden? Waren es Bürokraten und Polizisten, die Faschisten waren, oder waren es ganz einfach Antisemiten?

[Primo Levi, Anm.] Es ist schwierig, in Italien von einer antisemitischen Bevölkerung zu sprechen oder von einer antisemitischen Bürokratie. Es gab eine Bürokratie, die antisemitisch eingestellt war, aber das ist eine andere Sache. [...] Es war eine Art Automatismus der Bürokratie, so ist es überall. Auf der anderen Seite muß man mit Nachdruck betonen, daß es gerade im Fall des einzelnen Polizisten, der Juden verhaften mußte, wo also eine einzelne Person auf eine andere trifft, viele Fälle von Rettungsaktionen für Juden gegeben hat. Es gab Polizisten, die vorher ankündigten, daß sie in die Häuser der Juden kommen würden, damit gaben sie ihnen Zeit zur Flucht. Es gab auch Polizisten, die falsche Protokolle ausstellten oder die Juden sogar versteckten. [...]

Carpi hat einen der schönsten und größten Plätze Europas. [...] In der meterdicken Stadtmauer ist das ungewöhnlichste Denkmal für ermordete Juden, das ich je gesehen habe, ein Museum der Erinnerung. In der Eingangshalle zunächst ein Foto vom Lager Fossoli, auf Riesenformat vergrößert: Baracken, Stacheldrahtzaun, Wachtürme. In dem großräumigen Gewölbe: Fotos, Schautafeln, Landkarten und Glasvitrinen, in denen das bißchen persönlicher Besitz ausgestellt ist, der den Inhaftierten geblieben war: Bücher, Tagebuchnotizen, Häftlingskleidung, Mützen, Schuhe, Brillen, Schnupfdosen, Zahnprothesen. Aber auch Folterwerkzeuge. Und dann kommt man in ein Gewölbe, vollgeschrieben mit Tausenden von Namen. Dunkle Schrift auf weißem Kalk, Vorname, Nachname. Die Namen aller 8.000 über Fossoli nach Auschwitz deportierten italienischen Juden. Ich stehe da und lese die Namen. Und Deutschland? Was gibt es bei uns? [...]

Die Italiener gehen anders mit ihren Toten um. Sie sind ja auch anders mit den Lebenden umgegangen. In Italien haben 26.000 von fast 40.000 italienischen Juden ver-

steckt überlebt. In Deutschland haben ungefähr 5000 Juden versteckt überlebt. 5.000 von 160.000. [In Wien waren es 2.000 von 180.000 Juden und Jüdinnen, Anm.] [...]

Im ehemaligen Ghetto von Rom leben auch heute noch vorwiegend Juden. An einer Hauswand in der Nähe des Tores ist eine kleine weiße Marmortafel angebracht: Erinnerung an die Razzia vom 16. Oktober 1943.

Vor der Jagd auf die Juden von Rom telegraphierte Konsul Modellhausen am 6. Oktober dem Reichsaußenminister:

„Obersturmführer Kappler hat von Berlin den Auftrag erhalten, die 8.000 in Rom wohnenden Juden festzunehmen und nach Oberitalien zu bringen, wo sie liquidiert werden sollen. Stadtkommandant von Rom, General Stahel, mitteilt mir, daß er diese Aktion nur zulassen wird, wenn sie im Sinne des Herrn RAM liegt. Ich persönlich bin der Ansicht, daß es besseres Geschäft wäre, Juden, wie in Tunis, zu Befestigungsarbeiten heranzuziehen...“

Der Reichsaußenminister aber ließ dem Konsul antworten:

„Der Herr RAM bittet, Rahn und Moellhausen anzuweisen, sich auf keinen Fall in diese Angelegenheit einzumischen, sie vielmehr der SS zu überlassen.“

Der Konsul war gegen „diese Angelegenheit“. Er wußte genau, warum. Nirgends in Europa waren die Juden so integriert wie in Italien. Sie gehörten dazu. Die Nichtjuden kämpften um ihre Juden, ließen sich ihre Mitbürger nicht einfach wegnehmen.

Franca Magnani erzählt von einer Contessa, die ihren Palazzo an der Grenze zum ehemaligen Ghetto hatte. Eine Häuserseite grenzte an das Ghetto, die andere an das christliche Viertel. Als die Jagd begann, zog sie die Juden auf der Ghettostraßenseite in ihr Haus. Auf der Rückseite, im Christenviertel, waren die Deutschen nicht. Dort zeigte sie ihnen den Fluchtweg. Dichtung oder Wahrheit? Wenn ich noch Zweifel hatte, wurden sie durch einen „glaubwürdigen“ Zeugen ausgeräumt. In dem ehemaligen SS-Quartier, einem fünfstöckigen Haus mit Verhörzellen, ein paar Straßen weiter, finde ich ein Dokument, das die Haltung der italienischen Bevölkerung belegt. „Autor“ dieser Schilderung ist der SS-Obersturmführer Kappler. Der berichtet dem SS-Obergruppenführer Wolff, der zu dieser Zeit im Feldhauptquartier von Himmler war, am 18. Oktober 1943 von der Razzia in Rom:

„...Beteiligung der italienischen Polizei war in Anbetracht der Unzuverlässigkeit in dieser Richtung unmöglich. ...Verhalten der italienischen Bevölkerung eindeutig passiver Widerstand, der sich in großer Reihe von Einzelfällen zur aktiven Hilfsleistung steigerte. ...Verschiebungsversuche der Juden bei Eindringen deutscher Polizisten in das Haus in Nachbarwohnungen waren eindeutig zu beobachten und dürften verständlicherweise in zahlreichen Fällen vorgekommen sein. ...Antisemitischer Teil der Bevölkerung trat während der Aktion nicht in Erscheinung, sondern ausschließlich die breite Masse, die in Einzelfällen sogar versuchte, die Polizisten von den Juden abzudrängen...“

Die „Beute“ der Deutschen war dementsprechend: Statt der erhofften 8.000 Juden haben sie nur 1.007 Juden gefangen.